

Reihenfolge

- > Zum Verhältnis zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege und Selbsthilfeinitiativen aus der Sicht der Diakonie (1985)
- > Trösten, 1995
- > Vom Dienst zur Dienstleistung, 1999
- > Anders machen. Über den Zusammenhang von Netzwerken und Ideen, 1999
- > Kleine Festrede zum Jubiläum des Pfarrer-Otto-Hahn-Hauses Darmstadt 2000
- > Sozialarbeit im Spannungsfeld zwischen Humanität und Markt, 1995
- > Das soziale Ehren-Amt, 2001

ZUM VERHÄLTNIS ZWISCHEN ÖFFENTLICHER UND FREIER WOHLFAHRTSPFLEGE UND SELBSTHILFE-INITIATIVEN AUS DER SICHT DER DIAKONIE

Für die Landeszentrale für Politische Bildung Nordrhein-Westfalen, 1985

Im folgenden möchte ich generell eine Sonderposition der konfessionellen Wohlfahrtsverbände behaupten:

- > wegen ihrer Pionierfunktion und des damit einhergehenden Erfahrungsvorlaufs: Es gibt christlich motivierte Sozialarbeit (auch professionelle!) lange vor anders motivierter und lange vor Sozialstaatsanfängen;
- > wegen der besonderen Form der Rückbindung an Gemeinden: an Basisgruppen (z.B. die Vorläufer und jetzigen Formen der sog. Freundeskreisarbeit für psychisch Kranke, Suchtkranke u.a. und deren Angehörige: selbsthilfegruppenähnliche Formationen, die meist - worüber wir im Diakonischen Werk froh sind! - unterhalb der vereinsrechtlichen Ebene bleiben);
- > wegen der Teilhabe der beiden konfessionellen Verbände (Caritasverband und Diakonisches Werk) an den grundgesetzlich verbürgten Freiheitsrechten der Kirchen (daher zB eigenständiges Arbeitsrecht!);
- > wegen des Doppelcharakters kirchlicher Wohlfahrtsverbände: Sie sind Werke der Kirche und zugleich Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege. Eine doppelte Anbindung, die freilich - ihrer Konzeption nach - auch vermehrte Freiheitsspielräume bringen soll: Die Anbindung an den Staat soll gegenüber kirchlicher Verwaltung beweglicher machen; die Einbindung in die Kirche gibt, wie schon gesagt, größere Spielräume gegenüber dem Staat.

Probleme dieser Sonderposition

Die doppelte Einbindung wie überhaupt die generelle Situation des Diakonischen Werkes bringt auch besondere Erschwernisse mit sich: Konzepte diakonischer Arbeit müssen nicht nur sozialwissenschaftlich verantwortbar sein, sondern sollen auch theologisch begründbar sein. Es müssen jeweils Begründungszusammenhänge und Reflexionen hinzukommen, die andernorts - bei anderen Verbänden - so nicht geleistet werden müssen.

Diese Situation ist politisch ambivalent. Das Bundesverfassungsgericht zwingt das Diakonische Werk in Satzungen und Ordnungen die Zuordnung zur verfaßten Kirche zu dokumentieren, damit es den verfassungsrechtlich garantierten Freiraum hat. Wenn aber das Diakonische Werk dies artikuliert, dann häufen sich, z.B. bei uns in Hessen, die Fälle, in denen die Untergliederungen des gleichen Staates sagen: Unsere Mittel sollen nicht weltanschaulich gebunden werden. Wenn also die konfessionellen Verbände ihre Sonderstellung wirklich ausfüllen, dann kommt mancherorts das staatliche Argument: Projektförderung statt Regelförderung.

Die Diakonie trägt eine Verantwortung, zusätzlich zu der im Bereich sozialen Handelns: Die Akzeptanz der Kirchen hängt entscheidend von ihren sozialen Leistungen ab (zumindest für den evangelischen Bereich zeigen dies die kirchensoziologischen Untersuchungen) . Ein Ansehens- und Einflußverlust der Diakonie würde auch die evangelischen Kirchen schädigen.

Eines unserer strukturellen Hauptprobleme: Das Diakonische Werk ist aus zwei völlig unterschiedlich strukturierten Hilfswerken entstanden, aus der alten Inneren Mission, die weit überwiegend aus rechtlich selbständigen stationären Einrichtungen bestand und besteht, und aus dem Evangelischen Hilfswerk, von dem ganz andere Arbeitszweige und Arbeitsformen herrühren (mehr ambulante, regionalisierte Dienste). Zwischen den Trägern stationärer Arbeit und denen der ambulanten sozialen Dienste bestehen verständliche Differenzen; das Diakonische Werk hat dieses Problem bei der Fusionierung von Innerer Mission und Ev. Hilfswerk sozusagen in die Wiege gelegt bekommen. Träger teilstationärer Angebote (wie z. B. Altentagesstätten) sind auch Kirchengemeinden, die dann mit ihren Einrichtungen dem Diakonischen Werk beitreten - ein wiederum anderer Mitgliedschaftstypus. Das Diakonische Werk hat - wohl nicht zuletzt wegen dieser Mitgliedschaftsstruktur - trotz der veränderten Gesetzeslage (Vorrang der ambulanten

Dienste) keine eindeutige Präferenz für eine soziale Arbeitsform entwickelt (neuerdings z.T. gestützt auf die Prognos-Studie "Entwicklung der Freien Wohlfahrtspflege bis zum Jahr 2000" - wonach durch Additions-Effekte die ambulante Arbeit bald ebenso teuer sein wird wie die stationäre, was mittelfristig zur teilweisen oder weitergehenden Rücknahme des ambulanten Vorrangs führen könnte).

Zur gegenwärtigen Lage

Die Diakonie ist auf ca. 100 sozialen Arbeitsfeldern tätig: Im Bereich der Jugend- und Sozialhilfe, in gesundheitspflegerischen Feldern (Gemeindekrankenpflege und ev. Krankenhäuser) und in Reha-Maßnahmen. Im Diakonischen Werk der EKD sind z.Z. insgesamt 17 Diakonische Werke auf landeskirchlicher Ebene (sog. gliedkirchlich-diakonische Werke) und die rund 100 Fachverbände der Diakonie zusammengefaßt.

Die Diakonie arbeitet weithin aufgrund des Subsidiaritätsgedankens, der im Bundessozialhilfegesetz und Jugendwohlfahrtsgesetz Rechtsgestalt gewonnen hat. Subsidiarität war nicht nur pragmatisch, sondern aus Sicht der Diakonie auch sachlich begründbar: Staatliche Bürokratie sollte begrenzt gehalten werden. Gleichwohl ist die Entwicklung stärker nach dem von Adolf Wagner formulierten "Prinzip der zunehmenden Staatstätigkeit" - und damit verbunden: der zunehmenden Bedeutung von Staatsfinanzen - gelaufen. In der Tat finden wir kaum mehr eine soziale Nische: Es gibt so gut wie keinen Bereich mehr, der nicht dem Zugriff der Sozialverwaltung zugänglich gemacht worden wäre.

Aus Selbsthilfe ist die Diakonie entstanden (J. H. Wichern verstand unter Innerer Mission zB "Associationen der Hilfebedürftigen selbst"). Ihre große Zeit hatte die Diakonie in der instabilen Phase der Sozialstaatsentwicklung. Damals brauchte und gebrauchte der Staat die freien Träger, um das zu installieren, was heute als System sozialer Sicherung aufgebaut ist. Jetzt werden die Verbände, so vor allem auch die Diakonie, direkt oder indirekt gedrängt, ihre gut laufenden Einrichtungen zu schwächen, in denen sie ihren Fundus haben, ihr Ansehen, auch: ihre Einnahmen. Der Druck kommt aus Forderungen wie diesen: "Stärkere Einbeziehung der Familie!", "Mehr Ehrenamtlichkeit!", "Förderung von Selbsthilfegruppen!", "Vorrang der ambulanten vor der stationären Hilfe!"

Diese im Kern richtigen Forderungen werden je nach politischer Couleur ideologisiert und für Legitimationszwecke mißbraucht. Oft werden zB fiskalische Gesichtspunkte mit humanitären Argumenten bemäntelt. So begegnet uns der wiederauflebende Selbsthilfegedanke in sehr unterschiedlicher Verkleidung, sehr unterschiedlich motiviert:

- > Die einen, vor allem Politiker der etablierten Parteien, sprechen von Selbsthilfe, wenn sie sparen wollen.
- > Andere, vor allem Vertreter der Privatwirtschaft, sprechen von Selbsthilfe, weil sie ein Geschäft machen wollen: Der soziale Markt ist als einträglich entdeckt worden.
- > Wieder andere, alternative Gruppierungen, meinen so etwas wie Gesellschaftsveränderung, wenn sie von Selbsthilfe sprechen.

Mit der einen oder anderen Ausprägung der Selbsthilfeidee haben wir bereits Erfahrungen, die bis zu einem gewissen Grad verallgemeinerungsfähig sein dürften. Es gibt z. B. die für uns neue Erfahrung von Konkurrenzsituationen, besonders im Blick auf kommerzielle Anbieter. Hier ist die Tendenz erkennbar: Diese Anbieter übernehmen gern eine Aufgabe, die kostendeckend zu bewältigen ist, deren Finanzierungsmodalitäten klar und verläßlich geregelt sind. Es gibt einen deutlichen Trend zur selektiven Vorgehensweise. Dadurch werden all jene Dienstleistungen der Verbände gefährdet, die bislang nur deshalb angeboten werden konnten, weil durch Mischfinanzierung und unter Einbeziehung von ertragreicheren Diensten Ausgleichsmöglichkeiten vorhanden waren. In Expertendiskussionen (z.B. beim Deutschen Fürsorgetag 1983) wurde die Gefahr artikuliert, daß den Verbänden der freien Wohlfahrtspflege zunehmend jene Dienste verbleiben bzw. zugeschanzt werden, die defizitär oder sehr verwaltungsaufwendig sind - oder einfach instabil (Angebote zur Übernahme neuer sozialer Arbeitsfelder ähneln häufig eher Verlockungen: Nicht sicher finanzierbare Stellen werden - zB auf ABM-Basis - zunehmend den Verbänden offeriert; es gibt eine Tendenz, für die soziale Arbeit mit neuen peripheren Gruppen eine peripherisierte Sozialarbeit zu installieren).

An der Entstehung autonomer sozialer Initiativen sind wir insofern mitbeteiligt, als ev. Kirche und Diakonie auch Träger ev. Fachhochschulen für Sozialwesen sind (17 Fachhochschulen sind z.Z. in kirchlicher Trägerschaft: 10 ev., 7 kath.). Wir bilden zu einem nicht geringen Teil die jungen Leute aus, die dann beim Staat oder bei den Spitzenverbänden der freien Wohlfahrtspflege keine Anstellung finden können, weil dort die Kapazitäten erschöpft sind, und denen gar nichts anderes übrigbleibt, als möglichst viel Kreativität bei der Organisation sozialer Arbeitsfelder zu entfalten - und die dazu schon in den kirchlichen Ausbildungsstätten angeleitet werden. Insofern gibt es genuine Berührungen zwischen kirchlichen Sozialaktivitäten und der Arbeit an Konzepten autonomer Sozialarbeit.

Obwohl also die Sache mit der Konkurrenz aus dem Blickwinkel der Diakonie differenziert betrachtet werden muß, nehmen wir die gegenwärtigen Entwicklungen ernst und sehen, daß sich manche unserer Konzepte sozialer Arbeit werden ändern müssen. Alles in allem stellt sich das Verhältnis zwischen öffentlicher und

freier Wohlfahrtspflege und Selbsthilfegruppen als ein kompliziertes Miteinander von Stabilität und Wandel dar.

Stabilität und Wandel - Eigenprofil und Anpassung

Auch durch die staatliche Sparpolitik hat sich das symbiotische Verhältnis zwischen Staat und freier Wohlfahrtspflege m. E. nicht grundsätzlich geändert. Lediglich Konturen sind deutlicher geworden (= Wer wirklich der Geldgeber ist; wer durch veränderte Normen Praxis setzen kann; vgl. zB Heimgesetz; Pflegesatzvereinbarungen usw.); pseudofreiheitliche Verschleierungen wurden weiter abgebaut (das Subsidiaritätsprinzip war ohnehin zu keiner Zeit voll durchgehalten worden: Der Kostenträger hat definiert, welche Aufgaben dem Träger überlassen sind); die Verhände machen ungebrochen mit bei neuen quasi-hoheitlichen Maßnahmen (vgl. Krankenhausgesetz; Zivildienst, Freiwilliges Soziales Jahr u. a.). Die deutlichere Konturierung zeigt sich zB in der Konsultationspraxis: Bei Gesetzgebungsvorhaben, mit denen der Staat bestimmte Interessen verfolgt, haben die Konsultationen nachgelassen; bei Gesetzgebungsvorhaben, an denen der Staat kein großes Interesse hat, laufen Konsultationen, werden die Verbände "beschäftigt". Das ist so, seit die Finanzpolitik die Sozialpolitik restlos dominiert.

Allerdings hat seit Ende der siebziger Jahre, als sich die wirtschaftlichen Bedingungen veränderten, die freie Wohlfahrtspflege sicher charakteristische Veränderungen erfahren:

> Die Abhängigkeit von staatlicher Politik und Verwaltung nahm tatsächlich zu, m. E. vor allem durch den weitgehenden Übergang der Aufgabendefinition für soziale Arbeit auf den Staat (im Unterschied etwa zu den Anfängen neuzeitlicher Diakonie): mit erheblichen Konsequenzen für die Inhalte und Konzeptionen. Für die gewachsene Abhängigkeit werden vornehmlich die Bedeutungszunahme der öffentlichen Finanzierung und der Bedeutungsverlust der Eigenmittel verantwortlich gemacht. Das ist generell richtig, bedarf aber der Differenzierung: Erheblich und folgenreich ist der Bedeutungsverlust der Eigenmittel bei Trägern *und* Hilfesuchenden.

Für den Bereich kirchlich-diakonischer Arbeit ist anzumerken, daß das Argument "Bedeutungsverlust der Eigenmittel" nicht gilt für die gemeindediakonischen Arbeitsfelder, etwa für die häusliche Krankenpflege oder die Kindergartenarbeit. Angewachsen sind die öffentliche Kontrolle und Steuerung durch Gesetzgebung, Bund, Länder, Kommunen, örtliche und überörtliche Sozialhilfeträger, Sozialversicherung, insbesondere Krankenkassen; hinzu kommt die repressive Gesetzesanwendung, insbesondere durch Landeswohlfahrtsverbände o. ä., Sozialversicherungsträger.

> Die Unterschiede zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege wurden z.T. eingegeben: u. a. durch die Bürokratisierung im praktischen Vollzug sozialer Arbeit; dabei wird freilich zu bedenken sein: Die Bürokratisierung sozialer Arbeit resultiert zum einen aus der stattgehabten starken Verrechtlichung, zum anderen aber aus der Bürokratisierung bei den Wohlfahrtsverbänden selbst, schließlich aus der weithin uneingestandenen Funktion, die Sozialarbeit auch hat: Sie dient u. a. der sozialen Kontrolle. Ein erheblicher Unterschied zwischen öffentlicher Wohlfahrtspflege und Diakonie besteht - wie schon gesagt - darin, daß die Diakonie einen genuinen Basisgruppen-Bezug hat, aus Selbsthilfe entstanden ist: In vielen Kirchengemeinden sind die Übergänge zwischen autonomen Basisbewegungen, diakonischen Dienstgruppen und institutionalisierter Kirche und Diakonie fließend; im kirchlichen Raum wird seit Jahren ein großes Aktivierungspotential beobachtet. Zudem hat im Bereich kirchlich-diakonischer Sozialarbeit die Bedeutung der theologischen Grundsatzarbeit erheblich zugenommen (vgl. entsprechende Curricula an ev. Fachhochschulen, zahllose Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen zur speziellen theologischen Profilierung diakonischer Arbeit). Die für die kirchliche Diakonie charakteristische Bedeutung der Wertorientierung hat sicher dazu beigetragen, daß die diakonische Innovationsbereitschaft deutlich angewachsen ist (man vergleiche zB den Einfallsreichtum kirchlich-diakonischer Aktivitäten bei Hilfen für Arbeitslose oder Asylanten). Von einer generellen Einebnung zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege kann - zumindest aus der Sicht des Diakonischen Werkes - nicht gesprochen werden.

> Auch die gern behauptete Einebnung der Unterschiede zwischen den Einrichtungen und Diensten der verschiedenen Spitzenverbände ist nur als grobe Zustandsbeschreibung zu betrachten. So hat etwa ökumenische Zusammenarbeit der konfessionellen Verbände konzeptionelle Weiterentwicklungen durchaus begünstigt. Zudem wächst auf den Ebenen Gemeinde und Region die Organisationsvielfalt diakonischer Dienste (vgl. zB die aus dem Boden schießenden sog. sozialdiakonischen Dienste, für die mancherorts ein neuer Mitarbeitertypus eingestellt wird: sog. Gemeindepädagogen, auch: diplomierte Religionspädagogen); es handelt sich hier um kirchenspezifische Organisationsformen, etwa in Gestalt von Verbundsystemen: Verbund zwischen stationärer Diakonie, ambulanten sozialen Diensten der Diakonischen Werke (Kreisbezirksstellen o. ä.) und gemeindlicher Gruppenarbeit mit "Laien". Die da und dort schon erprobten neuen Verbundmodelle ermöglichen nicht nur direktere Verbindungen "vor Ort", effektuieren, machen Identifikation mit sozialem Handeln leichter möglich; vor allem stärken sie die primären Hilfesysteme, ohne die gewachsenen diakonischen Strukturen völlig aufzuheben. Wo derartig komplexe Modelle in Gang kommen, braucht die Diakonie Selbsthilfe-Initiativen nicht als Konkurrenz zu fürchten, sondern praktiziert über die Selbsthilfe-Konzeption bereits Hinausweisendes: das Zusammenspiel von primären, sekundären

und tertiären Hilfesystemen.

Folgerichtig beobachten wir, daß viele Initiativen unter das "Dach" unseres Verbandes streben. Nicht jede Initiative kann dies tun: In der Satzung muß die diakonische Zielsetzung formuliert sein. Für die Geschäftsführungen der Diakonischen Werke stellt sich bei der Aufnahme neuer Initiativen die Grundsatzproblematik in der Frage dar: Wollen wir die kommenden Verteilungskämpfe um die Sozialmittel innerhalb oder außerhalb des Verbandes? Es gibt für beides gute Argumente.

Was manchen Repräsentanten der etablierten Verbandsarbeit bei dieser Entwicklung Angst macht: Die Gremien und Entscheidungsstrukturen unseres großen Verbandes werden sich allmählich ändern; es wird den Abschied vom Honorationsprinzip geben - was ja so schlimm nicht sein muß.

Was mich angesichts gegenwärtiger Entwicklungen stärker beunruhigt: In den Sozialverwaltungen sitzt eine neue Generation von Sachbearbeitern und Referenten, die die Aufbauleistungen der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege nicht mehr erlebt haben, da die freien Verbände weniger von ihren Leistungen als von ihren Ansprüchen her kennen. Es wird zunehmend schwieriger, von Menschen Recht und Mittel zu bekommen, die z.T nicht mehr wissen, von woher den Spitzenverbänden diese Ansprüche zugewachsen sind. Die pragmatische Ad-hoc-Verschlichtung, die die meisten politischen Entscheidungsfelder überzieht, droht auch die Sozialpolitik zu überwuchern. Umso wichtiger wird für uns künftig ein Mehr an Profilierung werden, an sozialwissenschaftlicher und theologischer, an gemeindlicher und öffentlicher.

TRÖSTEN

Vortrag im Rahmen der Dialogwerkstatt „Formen des Abschieds“ in der Loge zu Darmstadt, 1995

Des Trostes bedürftig sind wir von Anfang an. Unser Leben beginnt mit einem lebensgefährlichen Erlebnis, der Geburt. Der Biologe L.Watson schreibt: "Möglicherweise ist unser erstes unmittelbares, dem Tode ähnelndes Erlebnis die Geburt. Nur wenige Menschen unternehmen jemals so eine gefährliche Reise, wie es der schreckliche Weg durch die zehn Zentimeter des Geburtskanals ist. Wir werden wahrscheinlich nie genau wissen, was in diesen Augenblicken im Kopf des Kindes vorgeht, aber es ist durchaus anzunehmen, daß es etwas Ähnliches wie die Stadien des Sterbens durchlebt."

Wir werden unseren Müttern aufs Herz gelegt und werden stiller, werden so ge-stillt, noch bevor wir Nahrung bekommen.

Wir erfahren die erste tröstende Umarmung, eine Urgebärde. Und werden still. Und wollen für immer so getröstet werden. Gegen unsere vielen Babytraurigkeiten und -ängste hilft nur, wenn wir aus dem Kinderbettchen gehoben und in die Arme genommen werden.

Wenn wir später, viel später, mit Verwandten oder Freunden auf einem Friedhof stehen, wenn uns die tröstenden Worte, die wir uns zurechtgelegt hatten, einfach nicht mehr einfallen wollen oder uns plötzlich banal anmuten, dann kommt es zu jener stummen Umarmung, die alles sagt - und in der eine sehr alte Erinnerung steckt. Umarmung tröstet. Es gibt tröstliche Urgesten.

Diese sind allen Worten voraus. Natürlich gehen uns auch die Worte unserer Mütter entgegen, kaum, daß wir da sind. Wir verstehen nicht ihren Wortlaut, aber ihren Sinn fühlen wir. Sie atmen Liebe. Es sind Worte, die streicheln. Auch die ersten tröstenden Worte sind eigentlich Gesten, Klanggesten. Es kommt nicht auf die Begriffe an, sondern auf ihren Sinn. So ist das noch oft im Leben beim Trösten, möglicherweise bis zuletzt.

Kurt Lückel, ein Seelsorger, schrieb ein Buch "Begegnung mit Sterbenden". Darin schildert er ein ergreifendes Trösten: "Ich sehe mich noch als jungen Pfarrer mit meiner Taschenbibel in der Hand am Fußende eines Sterbebettes stehen. Man hatte mich, vertretungsweise, ins Altersheim zu einer sterbenden alten Dame rufen lassen. Als ich mit der Stationsschwester das dämmerige Zimmer betrat, hörte ich als erstes ein schweres Röcheln und sah dann im Nähertreten ein hochrotes Gesicht voller Schweißperlen - eine Frau im beginnenden Todeskampf. Ich sprach sie an, aber sie reagierte kaum. Ich sagte ihr, daß ich gekommen sei, weil sie mich habe rufen lassen. Aber auch das ging fast völlig unter in ihrem Kampf mit ihrer totalen leiblichen Not. Daraufhin ging die Schwester ans Bett, strich ihr über ihr verschwitztes Gesicht, sprach sie in einem warmen, liebevollen Ton mit ihrem Namen an, beugte sich ganz nah an sie heran, nahm ihr Gesicht behutsam an ihre Brust, nahm sie gewissermaßen auf, wie man ein Kind stillt, und sagte...: 'Unsere liebe Frau D., die hat jetzt solch eine Not', und zu mir hin (mit leichten Wiegebewegungen): 'Unsere liebe Frau D.' - und sie 'stillte' sie tatsächlich: das Röcheln ließ nach, die Sterbende beruhigte sich, ließ sich nach einer Weile von der Schwester

auch auf mich aufmerksam machen. Dazu setzte sich die Schwester schließlich so aufs Bett, daß sie Kopf und Oberkörper der alten Frau in ihren abgestützten Arm betten konnte, und - so eingefaßt in Geborgenheit - war die Sterbenskranke fähig und bereit, für ein paar Minuten auf das zu hören, was ich ihr, selbst betroffen, aus der Bibel vorlas. - Es hätte dazu meiner nicht bedurft. Meine Gegenwart als Pfarrer hatte eher symbolische Bedeutung. Ich war sozusagen Symbolfigur, die durch ihre bloße Anwesenheit schon auf Gott verweist, auf Christus, auf den, der 'uns die Hände unter den Kopf legt, wenn wir sterben müssen', wie M. Claudius an Andres schreibt.

Aber eben dieser Symbolbezug wurde menschlich durch das Verhalten der Schwester bestimmt. Sie war es, die der Sterbenskranken die Hände unter den Kopf legte. Sie war denn auch der eigentliche Seelsorger in dieser Situation. Sie war es sowohl für die Sterbende als auch für mich: sie hat sich nicht mit einer verbalen Botschaft die Sterbende vom Leib gehalten, sondern sie hat mit ihrer Leiblichkeit, mit ihrer ganzen Person, mit ihrer Gestik, den Worten, dem Tonfall, mit ihrer Nähe und Wärme dieser Frau genau das gegeben, was sie brauchte: ein personales, leibhaftiges Du.

Diese Szene hat sich mir tief eingepreßt. Sie ist für mich damals schon beispielhaft gewesen und inzwischen so etwas wie ein Modell für ganzheitliche Seelsorge geworden - ganz gewiß aber ein Beispiel für Seelsorge in einer bestimmten Phase der Sterbebegleitung, nämlich auf jeden Fall dann, wenn die leibliche Not primär derart in den Vordergrund tritt, daß ein sterbender Mensch ganz seinem Leibgeschehen ausgeliefert ist: Seinen Schmerzen, seinen Ängsten, dem Sterben selbst."

Lückel beschreibt eine Schwester, die sich verhält wie eine Mutter, die ihr Kind an sich nimmt. Es ist eine Szene, die anknüpft an die Urkommunikation zwischen Mutter und Kind; die anknüpft an die Geste, in der alles Urvertrauen begründet ist. Es ist dies der "organismische Dialog" der Leiblichkeit: ein Gespräch, das tiefer reicht als alles andere Sprechen, das dann noch gehört wird, wenn Worte versiegen und versagen. Es ist die Körpersprache der Seele, die hier laut wird. Es ist die Gegenwart der Seele im Fleisch, die hier mit anderem Fleische spricht. Der letztmögliche Dialog an den Rändern des Lebens, dort, wo die vorgeburtlichen und nachgeburtlichen Geborgenheitserfahrungen gespeichert sind; es ist ein Körperdialog.

Noch der Tod kann tröstender Körperdialog sein. Die sogenannten Primitiven dachten und denken sich z.T. auch heute noch den Tod wie eine rückwärtsgehende Geburt. Auch in unseren Breiten legte man daher die Toten in embryonaler Haltung in die Mutter Erde. Sterben ist eigentlich dasselbe wie Geborenwerden, nur gerade umgekehrt, glaubte man.

Zweierlei wollte ich damit einleitend sagen: So, wie nach gut begründeten wissenschaftlichen Theorien jede Angst, auch jede kleine Angst, ein Geschwister der Todesangst ist, so liegt alle Trostbedürftigkeit letztlich in unserem Todesschicksal begründet. Wir sind, soweit wir zur Zeit sehen, das einzige Wesen, das et-was weiß von seiner Vergänglichkeit. Und darum sind wir größer und elender als alle andere Kreatur. Daher brauchen wir soviel Trost. Umarmungen gegen die Vergänglichkeit.

Das zweite: Wenn Männer trösten, dann spielen sie einen Teil einer mütterlichen Rolle. Wenn Männer helfende Berufe ergreifen, Sozialpädagoge oder Kindergärtner werden, dann praktizieren sie ein Stück Sozialmütterlichkeit. Wenn der in Israel ja durchweg männlich gedachte Gott tröstet, dann handelt auch er mütterlich: "Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet" (Jes 66, 13). Und Mütter trösten, indem sie Kummer stillen, stillmachen.

Ich sagte, da ist ein Teil einer mütterlichen Rolle. Der ist unzweifelhaft da. Es gibt aber auch einen klassischen männlichen Anteil, der sich erst aus der Begriffsgeschichte erschließt.

Zu den Wurzeln des Trostes gehört das gotische *trausti*, das eigentlich "Vertrag" oder "Bündnis" bedeutet und eng mit dem englischen *trust* zusammenhängt. Vertrauen und Treue berühren sich sprachgeschichtlich engstens mit dem "Trösten". In altsächsischer Sprache, also noch bevor die Sachsen christianisiert wurden, gab es das Wort *gitrost*: es war das Gefolge, das einem Herzog in Treue verbunden war.

Tröster sind ursprünglich Leute, die in schwerer Zeit zu einem halten, einem die Treue halten. Einen Menschen trösten, heißt eigentlich, ihm die Treue halten. Ist zuverlässiges Dasein und Für-ihn-Eintreten. Trösten ist, so gesehen, auch ein Macht herstellendes, wiederherstellendes oder überhaupt machtweckendes Handeln; ich gebe dem andern etwas ab von meiner scheinbar oder tatsächlich stärkeren Position. In Zeiten seiner Schwäche und Bedrohtheit springe ich ihm bei, mache ihn stärker. Ich werde ein Teil seiner Schutzmacht. So stellt sich der eher männliche Anteil des Tröstens dar, zumindest sprachgeschichtlich.

Daß man anderen oder auch sich selbst Trost zusprechen kann, hat Elemente von beidem: Vom mütterlichen Zuspruch, bei dem der Wortlaut anfänglich zweitrangig ist, und vom Schutzversprechen, das fast etwas von

verlässlichen Verträgen hat, bei dem es auf den Wortlaut sehr wohl ankommt. Der Schüler, der vorletzte Woche in Arheilgen auf dem Nachhauseweg von älteren Jungen so zusammengeschlagen wurde, daß ihm der Kiefer brach, brauchte die tröstende Umarmung, die ihn aller Liebe versicherte, ebenso wie das Versprechen: In Zukunft begleiten dich ältere Mitschüler; dir tut keiner mehr 'was.

Beides Trösten hilft gegen die Erfahrung von Ohnmacht. Sehr schön ausgeformt im Alten Testament: "Ich wandte mich und sah an alle, die Unrecht leiden unter der Sonne. Und siehe, da waren Tränen derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster. Und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig..." (Prediger 4,1)

Da hat sich im Lebensgefühl anscheinend etwas geändert. Wir erfahren zwar noch wie eh und je unzählige Niederlagen, Demütigungen, Ohnmachtssituationen. Aber wir wollen mehr, als nur getröstet werden, denn Getröstetwerdenmüssen ist eigentlich Schwäche. Bei einer Schwäche getröstet werden zu müssen, wird als Verstärkung der Schwäche empfunden. Trost reicht vielen Zeitgenossen nicht mehr.

Oder wir können es uns einfach nicht leisten, trostbedürftig zu wirken; wir verlieren unser Gesicht in den fröhlichen Gesellschaftsspielen.

Nach H.E.Richters Analyse ist für die Neuzeit die Illusion von der menschlichen Allmacht (vgl. Buchtitel: Der Gotteskomplex) charakteristisch, einhergehend mit unterschiedlichen Modellen, mit Ohnmachtserfahrungen umzugehen: Sie werden z.B. verwandelt in projektiven Haß (auf Minderheiten) oder "verleugnet durch hysterisches Überspielen", "beschwichtigt durch Ersatzbefriedigungen" oder "verschleiert durch Sozialtechniken" - nach der Art: Wir lösen schon unsere sozialen Probleme.

Eine entscheidende Aufgabe der Gegenwart bestehe in der "Gewinnung eines menschlichen Maßes zwischen Ohnmacht und Allmacht", meint H.E.Richter. Alles andere sind nur Verschleierungen unserer letzten Trostbedürftigkeit, im Grunde genauso ohnmächtig wie unsere zahllosen Trösterlein gegen die Ohnmacht, die Trösterlein aus der Flasche oder die pharmazeutischen Stöpsel für unsere seelischen Löcher. Schon zahllose Schulkinder bekommen morgens Beruhigungs- oder Aufputzmittel verabreicht, um den beginnenden Tag ertragen zu können. Keine Schwäche zeigen!

Trost ist eigentlich nicht sehr gefragt, eher seine Surrogate. Es sei denn, man kommt an die äußersten Ränder des Lebens, an denen man die eigene Ohnmacht unausweichlich erfährt - und auch die Ohnmacht unserer Mittel gegen die Ohnmacht.

Die hebräischen, griechischen und lateinischen Wörter, die mit "Trost" ins Deutsche übersetzt wurden, vornehmlich in deutschen Bibelübersetzungen, liegen häufig in der Nähe der Bedeutung Hoffnung, Geduld und Glaube. Da geht es eher um die innere Kraft, die erforderlich ist, um bei einem Menschen zu bleiben, ihm treu zu sein. Es geht um die Kraft, vor einem Übel nicht nur nicht davonzulaufen, sondern sich auch um Haltung und Struktur zu bemühen, um die Haltung, die etwa in der Geduld steckt, die sich also nicht hinreißen läßt. Fast so etwas wie ein Mittelding, eine Vermittlung zwischen dem Körperdialogischen und dem quasi Wehrhaften des Tröstens.

Weil diese Haltungen nicht nur Formen sind, um die ich mich mühen kann, sondern auch einfach Gaben sind, etwas, das mir zufällt, das über mich kommt, das mir letztlich unverfügbar ist, wie der Glaube und die Hoffnung. Das lenkt das Interesse auf die Ungereimtheiten des Trostes und des Tröstens. Wo getröstet wird, Trost erfahren und gegeben wird, geht es manchmal etwas verrückt zu.

Zum Beispiel: Ich habe öfter erlebt, daß Sterbende ihre ratlosen Angehörigen getröstet haben - statt umgekehrt, wie man es sich so vorstellt, daß es sein müßte. Trösten verdreht manchmal alle Logik, stellt die Ordnung auf den Kopf. Sterbende trösten manchmal die Überlebenden, sind in ihrer Schwäche stärker als die Überlebenden, die nicht loslassen können.

Sterbende trösten die andern, damit diese sie freigeben, sie ziehen lassen. Manchmal tun sie es mit Worten. Manchmal z.B. mit Bildern.

Elisabeth Kübler-Ross berichtet von einem fünfjährigen Mädchen, das an einem tödlichen Hirntumor leidet und seiner Mutter dadurch aus der Verzweiflung hilft, daß es ein Bild malt. Unter den Figuren des Blattes fällt der purpurrote Luftballon auf, der sich freischwebend von allen anderen Figuren löst. Kübler-Ross: "Dieses Bild wurde zur Quelle des Trostes für ihre Mutter, die die Botschaft ihrer kleinen Tochter verstand und die ihr Kind daraufhin loslassen und freigeben konnte - ebenso auch wie das kleine Mädchen selbst sich loslassen und den eigenen Tod im Bild durch einen freien Himmel schwebenden Luftballon symbolisieren konnte".

Auch andere Erfahrungen mit dem Trösten enthalten ein Element des Paradoxen: Es geht nicht so, wie wir denken, daß es gehen müßte (und wie es ja auch oft geht). Manchmal denken wir, wir hätten wirklich etwas bewirkt, aber haben dabei die Trostlosigkeit noch erhöht. Manchmal tröstet man dafür ungewollt. Da sagen einem später Menschen: Damals haben Sie mir damit oder damit entscheidend geholfen. Und wir hatten

manchmal gar nicht gemerkt und hatten es vielleicht auch nicht gewollt.

Beratungsfachleute beschreiben gelegentlich in wissenschaftlicher Sprache eigentlich religiöse Erfahrungen, z.B., wenn ein Beratungsprozeß am Nullpunkt angekommen ist, die Bemühungen umeinander gescheitert sind. Keine Hoffnung mehr, Trostlosigkeit.

Carl Rogers, ein Klassiker der Beratungspsychologie, schreibt im Vorwort seines Buches über "Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie" (1972), das Buch handle "von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum"; das Buch handle "vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozeß offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist."
Das sind Erfahrungen, wie sie ganz ähnlich Martin Luther beschrieben hat. Creatio ex nihilo, Schöpfung aus dem Nichts, neuer Anfang aus dem Nullpunkt.

Trösten scheint ebenso eine Kunst wie eine Gnade zu sein.

Unberechenbar ist auch die Sache mit der Trösterin Zeit. Es gibt sie ja, diese Trösterin. Ob sie alle Wunden heilt, wie das Sprichwort sagt, ist m.E. nicht ganz sicher; ich glaube, es gibt Wunden, die nicht heilen, die vielleicht bluten müssen, damit Erinnerung bleibt und Versöhnung gewollt wird, damit sich Menschen, die aufeinander geschossen haben, auf einstigen Schlachtfeldern in die Arme fallen. Manche alte Wunden müssen wohl aufreißen, damit es Frieden geben kann.

Aber grundsätzlich gilt sicher, daß die Zeit Wunden heilt. Die Zeit ist eine Trösterin. Augustinus hat dafür eine handfeste Erklärung: "Das Gedächtnis ist gleichsam der Magen der Seele." Die Seele leistet Verdauungsarbeit, und dabei geschieht Eigenartiges mit der Erinnerung; noch einmal Augustinus: "An meine überstandene Traurigkeit denke ich zuweilen froh zurück - und traurig an die Fröhlichkeit." Die Maßstäbe verwandeln sich merkwürdig.

Die Zeit ist auch deswegen tröstlich, weil sie manches vergessen läßt und dabei aufbewahrt für Zeiten, in denen wir nur noch aus der Erinnerung leben können. Wie tröstlich sind - etwa in der Seelsorge mit altersverwirrten Menschen - oft alte Klänge und Geschichten! In der Kindheit und Jugend gelernte und dann lange vergessene Verse und Sprüche tauchen wieder auf aus der Tiefe, gewinnen Eigenleben und geben das Gefühl, noch da zu sein, wirklich zu sein, gelebt zu haben und zu leben. Trost nicht im Vergessen, sondern im Wiedererinnern von Leben.

Wer ganz Schlimmes erlebt hat, spürt, daß die Zeit zunächst einmal stillsteht für ihn. Und eigentlich, so weiß man in diesen Zeiten, müßte die Welt einmal stillstehen, Pause machen, denn etwas Arges ist passiert, das wahrgenommen und bedacht werden müßte. Es geht im Grunde nicht mehr weiter wie bisher. So war das früher in kleinen Gesellschaften, in Stämmen, Clans. Unsere Gesellschaft legt keine Pause mehr ein. "Das Leben der Großstadt wirkt so, als ob niemand mehr stürbe" (Ariès).

Das ist wahr, aber für unsere Zeit ist zum Teil auch Gegenläufiges charakteristisch: Eltern trauern über den Verlust von Kindern viel intensiver als zu früheren Zeiten.

Weil Eltern heute generell viel stärker psychisch abhängig sind von ihren Kindern und deren Ergehen als früher.

Auch wissenschaftlich gestütztes Trösten erkennt paradoxe Züge an, nicht nur das Erfahrungswissen oder religiös fundierte Seelsorge. Das Trösten von Sterbenden muß nach Hilarion Petzold, dem Gestaltpsychotherapeuten, zwei scheinbar gegenläufige Intentionen haben: Es muß Zeichen der Integration in die Gemeinschaft der Lebenden haben und zugleich Beistand zum Hinausgehen aus der Gemeinschaft der Lebenden sein. Der Sterbende soll also zum einen erfahren, daß er dazugehört; wir zeigen es ihm im Gespräch und durch Gesten, Berührungen. Zugleich helfen wir dem Sterbenden aus dieser Gemeinschaft der Lebenden hinaus, indem wir ihm helfen, sich mit seiner Vergangenheit zu versöhnen, helfen zur Vergebung, helfen bei der Suche und der Frage nach dem Sinn; wir ermutigen zum Vertrauen auf Bewahrung angesichts des Todes, sprechen von Geborgenheit im Tod, sprechen von Hoffnung über den Tod hinaus.

Trösten hält fest und gibt frei, erhält Gemeinschaft und führt aus ihr hinaus.

Dabei ist Trostbedürftigkeit offenbar unterschiedlich ausgeprägt. Es "zeigt sich ein durchgehender Trend, wonach Menschen, die in ihrem Leben die Dinge bewältigt haben, auch in ihrer Krankheit weniger niedergeschlagen, ängstlich oder reizbar sind und auch weniger soziales Rückzugsverhalten zeigen... Schwierigkeiten in der vergangenen Lebensbewältigung verstärkten auch die Wahrscheinlichkeit für das

Auftreten von Depression und Angst in der Krankheit... Dies stützt die häufige Beobachtung, daß die frühere Lebensweise eines Patienten auch die Art seines Sterbens beeinflusst" (J.Hinton). Der Volksmund sagte früher: Was einer ist, was einer war, im Sterben wird es offenbar.

Stellt sich die Frage, ob religiöser Trost besser ist als nichtreligiöser. Kann man z.B. die Anforderungen Petzolds erfüllen - Hoffnung über den Tod hinaus machen, Bewahrung und Geborgenheit im Tod ansprechen usw. - , ohne an des Todes Tod zu glauben? Was kann der säkulare Mensch eigentlich über den Tod sagen? Wie tröstlich ist es, als Nicht-mehr-Christ vom Tod zu reden? Zu dem Sterbenden oder zu den Trauernden?

Umstritten ist unter modernen Denkern, ob man vom Tod überhaupt etwas Angemessenes sagen kann - und welche Konsequenzen es hat, wie man diese Frage für sich beantwortet. Es gibt konträre Positionen in der philosophischen Thanatologie. Die einen sagen, daß jede Rede vom Tod nur mit letztlich leeren Worthülsen operiere, hinter denen das Nichts stehe: um das Schweigen des Todes zu übertönen; weil wir dieses Schweigen nicht aushalten können. Für sie ist die Sprache der Metaphysik ein eigentlich sinnentleerter, aber psychologisch tröstlicher Abkömmling des archaischen Totenpalavers. Ein solches Totenpalaver erfolgt nach der Schamanenreise ins Jenseits (Schamanen begleiten ja die gerade Gestorbenen hinüber und berichten bei ihrer Rückkehr in diese Welt Tröstliches). Wir Heutigen gehen diesen Weg an und über die Grenze nicht mit, weil wir ja auch gar nicht glauben, daß jenseits der Grenze etwas sei, aber wir reden trotzdem darüber, als seien wir dort gewesen. Richtiger wäre dann, gleich zu schweigen. Wer schweigt, spricht immerhin eigentlich die Sprache der Toten. Im Schweigen dauern dann die Toten in uns fort.

Andere Thanatologen verwenden Bilder und Metaphern, glauben, daß man erstens nur in Metaphern vom Tod reden kann, und zweitens, daß in den Metaphern der Sinn steckt. Auffällig viele Todesmetaphern machen an die menschliche Handlungsfähigkeit gegenüber dem Tod glauben (z.B. Tod als Fortgang, Reise). Bis in seine Todesbilder hinein verlängert der Mensch den Glauben an seine Macherschaft. Immerhin setzen uns Metaphern instand, überhaupt über den Tod zu reden.

Aber können Bilder auf Dauer trösten? Vertrauen schaffen in Grenzsituationen? Ich meine, Vertrauen braucht ein Gegenüber.

Im Sinne streng wissenschaftlicher Beweisführung könnte ich die Frage nur beantworten, wenn einer be-eisen könnte, daß der Tod nicht das Ende ist - und wenn einer sagen könnte, wie Trösten genau funktioniert. Keiner weiß genau, warum Trösten wirkt, was also strenggenommen Trösten eigentlich ist. Man kann nur sagen, wie es sich darstellt, in welchen Zusammenhängen und Bezügen es manchmal diese oder jene Wirkung hat.

Mit dem Erfahrungswissen über das Trösten ist es so ähnlich wie mit dem Erfahrungswissen über das Sterben. Es geht einem da, wie es Ärzten oder Schwestern ergeht, die häufiger beim Sterben von Menschen zugegen sind. Auf einmal stellt sich Verstehen ein, weiß man, entwickelt fast einen Instinkt - nur sagen kann man das Eigentliche nicht, wir haben die Worte nicht dafür. Wir haben sie nicht gelernt. Wir flüchten dann halt gern ins Repertoire.

Man muß Sterbende kennenlernen, wenn man eine Tröstungskompetenz erlangen will, als Mensch Sterbende als Menschen kennenlernen. Nicht von wegen, es lohnt nicht mehr, sondern als ob wir noch sehr lange miteinander zu tun hätten. Als ob. Trösten kann beginnen im Als-ob.

Das gilt auch im Hinblick auf die Trauernden, die ein Stück mitsterben. Über Trauernde wissen wir ein wenig mehr, weil wir sie befragen können - aber auch da gibt es Tiefen, in die man kaum einzudringen vermag. Als einigermaßen gesichertes Wissen gilt: Der Trauer liegt ein Stück psychischen Todes zugrunde (L.A. Caruso). Hier geschieht nicht nur Verletzung, Verwundung, Amputation, sondern auch Antizipation, Vorwegnahme: Die Angehörigen wissen, daß sie den gerade Gestorbenen vergessen werden. Und daß sie selbst einmal ebenso vergessen werden. Ich erlebe im Tod eines andern "das Erlebnis meines Todes im Bewußtsein der anderen". Trauer ist auch ein narzißtischer Schmerz, Trauer um den Tod eines Menschen und vorweggenommene Trauer um mich, um mein Vergessenwordensein eines Tages. Und diese Trostbedürftigkeit ist nicht so weit entfernt von der des Sterbenden.

Nun habe ich soviel von der ganz großen Trauer und der tiefsten und letzten Trostbedürftigkeit geredet, kaum von den vielen kleinen Tröstungen, die wir brauchen zwischen morgens und abends. Ich habe das getan, weil ich anknüpfen wollte an das Thema der letzten Woche, die Trauer. Und weil ich glaube, daß die tiefe und letzte und die kleine Trostbedürftigkeit Verwandte sind.

Alltags-Trost ist sicher oft einfach nur Gemeinschaft mit einem traurigen Menschen. Trösten kann einen wohl so ziemlich alles, was man liebt und was einem Treue verspricht. Das Verständnis, das mir von meiner Frau entgegengeht, tröstet mich jeden Tag. In schöner Musik kann ich Trost finden. Oder im treuen Blick meines

Hundes. Oder in schönen Texten. Nicht nur biblische Geschichten sind Trostgeschichten, sondern etwa auch Märchen sind tröstlich für Kleine und Große.
Ich versuche ein kleines Bündel zu schnüren.

"Trösten" ist ein altmodisches Wort, es steht in einer Zeit, in der an die grundsätzliche "Lösbarkeit" psychischer Probleme geglaubt wird oder an unsere Bestimmung zu eigentlich leidfreiem Dasein, in der Ecke wie ein etwas angestaubter Gummibaum.

Und "Trost" ist ein sehr altes Wort, das eng verwandt ist mit "Treue" und "Vertrauen". Trost ist zuverlässiges Da-Sein.

Trost ist eine ursprüngliche Wirklichkeit, ist eine Schlüsselerfahrung zwischen Müttern und manchmal auch Vätern und Kindern, Trost ist eine Grunderfahrung in der Religion.

Trost leitet nicht an zur Flucht aus der Wirklichkeit, bewahrt auch nicht vor Verletzungen, schafft aber noch an den Rändern der Wirklichkeit ganzheitliche Erfahrungen: Trost kann ich geben, und ich empfangen ihn - und nicht selten geschieht beides in einem; er kommt mit Worten - und kommt ganz ohne Worte aus; er kommt professionell einher - oder ganz dilettantisch. Menschen verfügen über die Gabe zu trösten - und Trost stellt sich einfach ein oder nicht, entzieht sich der letzten Verfügung.

Und es kann beim Trösten ziemlich verrückt zugehen: Sterbende trösten Lebende. Oder Menschen, die nach menschlichem Ermessen wegen größter Probleme traurig sein müßten, werden seltsam fröhlich, manchmal provozierend getrost; dafür bleibt unter eigentlich günstigen Lebensbedingungen manchmal jede Hoffnung aus.

Und wir können erfahren, daß wir beim Trostgeben viel bekommen. Dorothee Sölle sagt es so: "Je mehr wir lieben, an je mehr Menschen wir Anteil nehmen, je enger wir verbunden sind, desto wahrscheinlicher ist es, daß wir in Schwierigkeiten geraten. Aber umso reicher und erfüllter wird unser Leben".

VOM DIENST ZUR DIENSTLEISTUNG

Referat bei der hessen-nassauischen Arbeitsrechtlichen Kommission, Bad Münster, 9.11. 1999

Aus zwei Gesprächen in den beiden letzten Wochen. Der Vorsitzende eines großen diakonischen Rechtsträgers erklärt mir, er begrüße die neuen Verhältnisse in der sozialen Arbeit; jetzt könne man zeigen, welche Power ein Träger wirklich hat, unter den veränderten marktwirtschaftlichen Rahmenbedingungen werde sich alsbald die Spreu vom Weizen trennen.

Der Leiter eines diakonischen Senioren-Pflegeheimes sagt mir wirklich: "In einem Heim wie meinem möchte ich einmal kein Pflegefall sein".

Die Beurteilung der gegenwärtigen Situation in der Diakonie: sie hängt offenbar davon ab, wie nahe man am hilfebedürftigen Menschen ist.

Im Mai d.J. hatte ich beim Verband Kirchlicher Mitarbeiter ein Referat über neue Rechts- und Wirtschaftsformen in der Diakonie gehalten und habe versucht, die neuen Ausgestaltungen der Diakonie - wenigstens ansatzweise - ethisch zu werten; ich habe weiterhin, weil man nicht voraussetzungslos über die Gegenwart der Diakonie sprechen kann, Äußerungen getan über die grundsätzlichen Veränderungen in der sozialen Wahrnehmung und der sozialen Logik in den letzten 150 Jahren, also seit Wichern, seit den Anfängen verbandlicher Diakonie. Nach kurzem Überlegen habe ich beschlossen, Ihnen diesen Vortrag nicht noch einmal zu halten; bei Interesse lesen Sie bitte in den VKM-Mitteilungen 2/99 nach. Vieles, das damals im Mittelpunkt stand, will ich heute nur streifen.

Ich möchte heute eine kleine Finanzierungsgeschichte der neuzeitlichen Diakonie erzählen; damit sind wir gleich bei der Sache, um die sich zur Zeit soviel dreht, so unheimlich viel dreht, in der Diakonie und in der Kirche auch. Diesem Hauptteil möchte ich einen angemessenen Leistungsrahmen geben: vier Leisten hat der Rahmen, eine kurze Erinnerung an das Protestantische; ein paar Anmerkungen zur eher allgemeinen sozialen Entwicklungen, freilich die Diakonie tangierend; sowie die unvermeidbare Frage nach dem diakonischen Proprium (nachdem die etwas älteren Fremdbestimmungsfaktoren der Diakonie, Sozialpolitik und Sozialwissenschaften, nunmehr ergänzt wurden durch die sog. Gesetze des Marktes); und am Ende: ein schlichtes Bekenntnis.

Erste Leiste: vom protestantischen Protest

Das kam ja u.a. heraus bei den kirchensoziologischen Erhebungen der letzten Jahrzehnte: die Evangelischen fragen ja gar nicht: Was ist die Kirche? Was bedeutet mir die Kirche? Sondern vielmehr: Was *leistet* die Kirche?

Die evangelische Kirche, aus dem Protest gegen das römisch-katholische Leistungschristentum entstanden, wird heutzutage selbst an Leistungskategorien gemessen. Noch ärger vielleicht: sie *läßt sich daran messen!* Dabei liegt es evtl. nur an der Art, wie manche Soziologen die Leute befragen: eher nach Funktion als nach Sinn, daß solche Dinge herauskamen. Sei's drum. Unsere ev. Kirche hat diese Kompromittierung nicht dadurch beantwortet, daß sie sich, theologiegestützt, kritisch mit dieser Art, mit ihr umzugehen, auseinandersetzte. Es geht ja schließlich ans "Eingemachte", um den protestantischen Sinn. Sondern sie hat sich den Schuh angezogen - und sitzt irgendwie in der Falle soziologischer, leistungsethischer u.a. Selbstrechtfertigung.

Auch einen anderen Schuh aus verwandter Werkstatt haben wir uns angezogen, merkwürdigerweise gerade auch in der Diakonie. Wir haben uns den alten, den ganz alten homo oeconomicus wie-deraufdrehen lassen, den Menschen, der von der Wirtschaft entworfen und auf die Wirtschaft hin entworfen wird. Die Wirtschaft als unsere eigentliche Natur! Wir haben nicht oder nicht laut genug dagegen protestiert, als diese Unsinnsidee auch noch den bis dahin letzten von ihr freien Raum rückeroberte, den Raum sozialen Handelns. Indem wir nicht protestiert haben, sondern uns in z.T. vorseilendem Gehorsam darauf eingerichtet haben, haben wir den Säkularisierungsdruck auf die soziale Arbeit noch verstärkt, aber auch den Druck auf die, die wir beherbergen und betreuen; wir lassen zu, daß unsere Zuwendung nach z.T. dubiosen Klassifizierungen bemessen wird; und: Opfer, die dieses Wirtschaftssystem ausgespien hat, landen jetzt in Hilfesystemen, die derselben Systemlogik folgen.

2

Zweite Leiste: Ein Ohr für Gronemeyer

Die Diakonie hat ja, anfangs in Gestalt der Inneren Mission, mindestens fünf politische Systeme und deren wirtschaftliche Logik erlebt und überlebt: die deutsche Kleinstaaterei, das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die Nazi-Herrschaft und schließlich die Bundesrepublik - und die Diakonie im Osten hat als sechstes System die DDR überlebt. Wird die Diakonie auch das nächste erleben und überleben?

Mein Kollege Reimer Gronemeyer erwartet das "soziale Erdbeben" in gar nicht so ferner Zeit. Ausgelöst vom Abriß zweier tragender Säulen unserer bisherigen Gesellschaft, nämlich der Arbeitsgesellschaft mit ihrer Sozialstruktur und der Familie. Er führt als Beweis an, daß die vor kurzem noch gefürchtete Zwei-Drittel-Gesellschaft bereits in Erosion sei, schon absehbar in eine Vier-Viertel-Gesellschaft übergehe: künftig werde etwa ein Viertel der Berufsfähigen noch einen vollen Beruf ausüben, ein anderes Viertel werde Teilzeitbeschäftigungen finden, ein weiteres Viertel sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser zu halten versuchen, und ein Viertel werde arbeitslos sein.

Wie gesagt, die Sozialstruktur, die mit der Arbeitsgesellschaft verbunden war, die sieht er mit ihr dahingehen. Kollegialität, Solidarität, Anständigkeitsregeln am Arbeitsplatz, die ins Leben hineinwirken, ja sogar wirklich so etwas wie Arbeits-Moral, die sich ein Stück mit öffentlicher Moral im allgemeinen deckt: das geht derzeit kaputt. Gronemeyer vertrat diese Thesen kürzlich bei einem Vortrag in einer großen diakonischen Einrichtung. Da waren auch Leitungspersonen anwesend und konnten dem entgegenhalten, daß wir ja jetzt überall Qualitätskontrollen einführen bzw. einführen müssen, um eine anständige Arbeit doch gerade garantieren zu können.

Der Soziologe und Theologe Gronemeyer meinte, gerade derlei sei das Krisensymptom: wir hätten bereits begonnen, die Moral an Lesegeräte und Tabellen abzutreten. Wörtlich: "Mit der Einführung von mechanisierten Qualitätskontrollen haben wir uns bereits von der verinnerlichten Moral verabschiedet".

Wenn ich bedenke, für wieviele Menschen derzeit sogar soziale Arbeit jeden Sinn verliert - etwa in der stationären Pflege -, dann nistet sich in mir ein gewisses Verständnis für Gronemeyer ein.

Und die Frage gesellt sich gleich dazu: Dürfen wir in Kirche und Diakonie zu dieser Erosion beitragen?

Im Mittelpunkt ein Bild mit Perspektivenwechseln:

Die Finanzierung der Diakonie

Bis 1914 finanzierte sich die Diakonie weit überwiegend durch Vereine und Spenden. Der Verein war, seit den deutschen Fürsten 1848 in der Paulskirche das Vereinsrecht abgetrotzt wurde, die dominierende Rechtsform der organisierten Nächstenliebe im letzten und in diesem ausgehenden Jahrhundert. Noch 1970 waren 73% aller diakonischen Einrichtungen e.V.s. Der e.V. war und ist eine überaus leistungsfähige Rechtsgestalt - mit Anfälligkeiten. Im Dritten Reich zeigte sich die Anfälligkeit in der Mitgliedschaftsstruktur: der e.V. konnte z.B. unterwandert werden von nicht wirklich menschenfreundlichen Vereinsmitgliedern. Zum Ende dieses Jahrhunderts zeigt sich eine andere Anfälligkeit: mit der fehlenden Eigenkapitaldecke und dem vom

gemeinnützigen Verein geforderten Gewinnverzicht kann eine diakonische Einrichtung nur wirtschaften, solange das Bedarfs- bzw. Selbstkostendeckungsprinzip in Kraft ist - und dieses wurde seit 1994 in der Gesundheitspolitik und im Bereich des Sozialhilferechts abgeschafft.

Damals, unter dem 1.1.94 datierend, schrieb die Bundesministerin für Familie und Senioren, Rönsch, den Rechtsträgern der freien Wohlfahrtspflege, um sie auf den neuen prospektiven Pflegesatz einzustimmen - und beendete damit eine Ära. Dieser prospektive Pflegesatz war in Bonn handstreichartig - ohne Konsultation der Wohlfahrtsverbände - beschlossen worden. Die Ministerin warb seinerzeit unumwunden mit den Lockungen künftiger Überdeckungsmöglichkeiten: "Entscheidend ist, daß der Träger der Einrichtung von vornherein weiß, mit welchen finanziellen Mitteln er wirtschaften kann und auskommen muß. Dem darin liegenden Verlustrisiko steht bei leistungsfähigen, wirtschaftlich arbeitenden Einrichtungen die Chance gegenüber, Gewinne (Überdeckungen) zu erzielen, die sie behalten dürfen."

Seitdem beobachtet man in der freien Wohlfahrtspflege die Flucht aus dem Verein in wirtschaftlichere Formen.

Aber noch einmal zurück in die Zeit nach 1848.

Überall im Land entstanden danach evangelische Hilfsvereine, Vereine der Inneren Mission; evangelische Christen konnten und wollten sich nicht mehr abfinden mit der nahezu undiakonischen Staatskirche, die die sozialen Probleme der Industriearbeiterschaft - natürlich heftig diskutierend - vertändelte. Evangelische Bürger machen die Diakonie zu ihrer Sache. Und die Sache wurde groß. Christliche Vereine gründeten und unterhielten Kindergärten, Waisenhäuser, Behindertenheime und vieles andere. Ohne diese evangelische Diakonie wäre das Ansehen der Kirche bei den Arbeitern und den kleinen Leuten ganz zum Teufel gegangen.

Die Vereinsdiakonie stand neben dem, wenn nicht sogar gegen das alte Bündnis von Thron und Altar. Thron und Altar: ein Teil unseres protestantischen Schicksals. Den Protestantismus hätte es gar nicht auf Dauer geben können, wenn er sich nicht mit dem Autonomieanspruch deutscher Fürsten gegen die päpstliche und die kaiserliche Zentralgewalten getroffen hätte. Die Freiheit von Rom wurde mit der Abhängigkeit von den Fürsten und Stadtregierungen bezahlt. Ohne "Thron und Altar" wären die Reformatoren dort gelandet, wo ihre Vorgänger endeten, auf dem Scheiterhaufen. Deshalb mußte schon Luther so manchen theologischen Spagat vollführen, um im Blick auf soziale Verantwortung und die Wahrnehmung sozialer Aufgaben die Zuständigkeit der einzelnen und der Gemeinden und zugleich die der Herrschaften zu formulieren (zwei Reiche usw.). Unsere Staatshörigkeit ist bis heute ein Problem. Im Dritten Reich kostete sie Leben.

Vereins-Diakonie plazierte sich im letzten Jahrhundert neben Thron und Altar, etwas abseits. Bis heute ist die verfaßte Kirche strukturell staatsförmiger als die Diakonie.

Als sich 1918 am Ende des Kaiserreichs der Vorhang senkte über dem Schauspiel "Staatskirche", da wurde zwar der Titel des Stücks verändert - in "Volkskirche" -, aber die Rollen und die Kulissen blieben die gleichen. Kirche wird immer noch amtsmäßig, behördenmäßig verwaltet: von Inspektoren und Amtmännern, Räten und Oberräten. Da sind auch noch Reste staatlicher Privilegierung, Beamtung z.B. Der Umgang mit Pfarrerschaft und Mitarbeiterschaft ist behördlich. Vor allem auch in Krisen - und unsere Lage ist ja gewissermaßen krisenhaft. Prof. D. Aschenbrenner kennzeichnete kürzlich die Situation dahingehend, daß "die objektive Entwicklung einer schrumpfenden Kirche... zu einer verstärkten Hierarchisierung der Strukturen einschließlich bürokratischer Abstützungsmaßnahmen" führe.

Wenn ich vor diesem Teil des Bildes stehe, das ich Ihnen beschreiben will, taucht in mir ein Wunschbild für eine künftige Kirche auf: eine Kirche, die nicht die alte Kleinstaaterei leitungs- und verwaltungsmäßig fortschreibt, Staat nachhäft, sondern zeitgemäß-rational und geschwisterlich geleitet wird.

Die alten Diakonie-Vereine sprangen in die Bresche, traten in ein soziales Vakuum ein: die alten sozialen Sicherungssysteme trugen nicht mehr, die Mehrgenerationen-Lebensgemeinschaften, die Ordnungen der dörflichen, agrarischen Gesellschaft. Und eigentliche Sozialpolitik, die gegen die vielen Risiken der frühkapitalistischen Arbeitswelt absicherte, gab es noch nicht. Und als sie sich abzeichnete - unter tatkräftiger Mitwirkung einzelner Innerer-Missions-Leute - , war lange nicht klar, wie die Grundlogik aussehen würde: ob ein Staatshilfesystem oder ein verordnetes Selbsthilfesystem die Lösung der sozialen Frage bringen sollte.

In dieser Schwebelage entwickelten viele diakonische Einrichtungen eine eigenwirtschaftliche Struktur. Es gab aber auch schon einige bescheidene Probeläufe für das spätere bundesrepublikanische duale System zwischen freier Wohlfahrtspflege und Staat: Seit dem Zwangserziehungsgesetz von 1878 und dessen Nachfolgegesetz, dem Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger von 1900 erhielten manche Heime der Inneren Mission zum ersten Mal relativ geregelt staatliche Fördermittel - und die theologische Auseinandersetzung darüber war erheblich, denn Wicherns Credo war gewesen, daß die Innere Mission frei von staatlichen Mitteln und Einflüssen bleiben sollte. Seit 1883 wurden - nach dem Erlaß der Reichsversicherungsordnung - für Krankenhausaufenthalte Pflegesätze von Krankenkassen gezahlt. Die spätere subsidiäre Ausgestaltung unseres Sozialsystems ist also nicht ohne Vorgeschichte. Birgt langen Sinn. Es gab im letzten Jahrhundert auch ein Armenrecht, das aber uneinheitlich gehandhabt wurde, von Kommune zu Kommune etwas beliebig. Ob man sich überhaupt an armenrechtlichen Hilfe- und Zwangsmaßnahmen

beteiligen solle - so, als ob Armut ein Schicksal sei, dem man caritativ und ordnungspolitisch begegnen müsse -, oder ob die massenhafte Armut nicht vielmehr ein Politikum sei, dem nur durch einen Systemumsturz zu begegnen wäre, darüber spaltete sich der damalige Sozialprotestantismus. Die Innere Mission hielt sich merkwürdig zurück. Als Organisation dürfte sie überlebt haben, weil sie keine öffentliche Position bezog und sich früh sehr verbandlich verhielt. In einem Inneren-Missions-Verein konnte man sozial sein, ohne radikal sein zu müssen. Die Innere Mission konnte so ständig expandieren, ohne sich erklären zu müssen.

Das Vereins- und Verbands-Modell zog Kreise; 50 Jahre nach der Inneren Mission entstand katholischerseits die Caritas; auch ein bedeutender jüdischer Wohlfahrtsverband; und auch die Arbeiterbewegung suchte einen vergleichbaren sozialverbandlichen Zusammenschluß, auch er existiert noch: in Gestalt der Arbeiterwohlfahrt. Freiwilliges soziales Engagement wurde Träger und Ausdruck für Gesinnung. Dieses Engagement war man sich schuldig: als solidarischer Arbeiter, als evangelischer, katholischer oder jüdischer Bürger.

Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg war die freie Wohlfahrtspflege zu etwa 1/3 durch öffentliche Pflegegelder, zu 4% aus Eigenbetrieben und ansonsten aus Eigenmitteln finanziert: Vereinsbeiträge, Stiftungen und Stiftungszinsen, Schenkungen, Kollekten, Wohlfahrtslotterien usw. Kirchliche Zuwendungen an die Diakonie bestanden bis 1914 überwiegend aus Kollekten und anderen gemeindlichen Sammlungen.

Als staatliche Sozialpolitik unter Bismarck einsetzte, hatte die Innere Mission eine unüberhörbare Verstaatlichungsangst - nicht zum letzten Mal. Aber die staatliche Sozialpolitik rührte die freie Wohlfahrtspflege nicht an.

Sozialpolitik war nötig geworden, weil die sozialen Risiken der Industriegesellschaft einfach zu groß waren; viele hatten ja nichts als ihre Arbeitskraft - und die war unter gesundheitsschädigenden Arbeitsbedingungen ständig gefährdet. Sozialpolitik: Aus dem hilfebedürftigen Menschen sollte fortan ein Bürger mit einem Rechtsanspruch auf Hilfe werden - gerade nicht allein auf gesinnungsethische Freiwilligkeit der diakonischen u.ä. Vereine angewiesen. Gesetze zum Arbeitsschutz entstanden, zur Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung; aus der kaiserlichen Reichsversicherungsordnung sind heute noch Teile gültig. Gleichzeitig wurde z.B. das Elternrecht eingeschränkt, ein Streikverbot erlassen, die Versammlungsfreiheit eingeschränkt. Die Zeit beginnender Sozialpolitik im letzten Jahrhundert war ein Gemenge aus Fürsorge und Unterdrückung.

Und: Sozialpolitik änderte die sozialen Einstellungen. Natürlich wurde vieles viel besser, versicherungs-, versorgungs- und fürsorgemäßig - aber ich mußte nun auch nicht mehr meines Bruders Hüter sein, sondern als erwerbstätiger Mensch setze ich den Staat durch meine Abgaben instand, sozial zu handeln. Und es sind ja genug Abgaben! Darüberhinaus bin ich zu nichts verpflichtet. Sozialpolitik ersetzte in gewisser Weise Solidarität. So konnte es geschehen, daß, als in der Bundesrepublik der Sozialstaat in höchster Blüte stand, eine deutliche soziale Abkühlung einsetzte, die Gleichgültigkeit gegenüber der Not wuchs. Und manche Sozialwissenschaftler prognostizieren ja Eiszeiten.

Speziell die Zeit des Ersten Weltkriegs war der Beginn eines historischen Arrangements, das bis heute nachwirkt. Die Bedeutung der Kriegsämterwirtschaft für die künftige Rolle der freien Wohlfahrtspflege ist wenig bekannt. Besagte Kriegsämterwirtschaft entfachte einen bis dato nicht gekannten Regelungs- und Bürokratisierungsschub: der kriegführende Staat setzte einen Staatskommissar zur Regelung der Wohlfahrtspflege ein, eignete sich die Zuständigkeit für zuvor staatsfreie Räume der Hilfe an; da diese Räume aber z.T. schon besetzt waren, auch durch Vereine der Inneren Mission, mußten neuartige Verkehrsformen entwickelt werden, die im allgemeinen in mehr staatlichem Geld, aber auch mehr staatlicher Kontrolle bestanden.

Gleichzeitig spaltete sich die Typologie der Hilfebedürftigkeit. Bis dahin hatte sich die Innere Mission mit den klassischen Armen und Hilfebedürftigen beschäftigt. Nun waren da neue Hilfsbedürftige, Kriegsopfer, Kriegsversehrte, Kriegerswitwen und -waisen. Die Fürsorge war nicht länger ein Klassenproblem, sondern wurde ein Volksproblem. Dem Bürgertum widerfuhr der Rollentausch vom Subjekt zum Objekt der Hilfe. Die staatlichen Hilfen allein konnten die neue Massennot nicht bewältigen, die Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege für sich auch nicht. Es entstand eine Zwangsgemeinschaft aus öffentlicher und privater Fürsorge - eine weitere Stufe zum späteren intermediären Modell. Bis dahin minderausgestattete Handlungsfelder der Inneren Mission, z.B. die Behindertenhilfe, erfuhren eine starke Aufwertung. Die Innere Mission etablierte sich in zusätzlichen Sektoren (etwa im Rahmen der Vaterländischen Hilfsdienste). Als dann der Weimarer Sozialstaat kam, war die Innere Mission voll im Geschirr.

Die Weimarer Republik dankte den Wohlfahrtsverbänden ihre Hilfe und band sie subsidiär ein: in Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922 und in der Fürsorgepflichtverordnung 1924. In letzterer hieß es z.B.: "Das Land kann einzelne der Aufgaben, die diese Verordnung den Fürsorgeverbänden überträgt, unter seiner Verantwortung auch Verbänden oder Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege übertragen, sofern sie damit

einverstanden sind. - Die Fürsorgeverbände sollen eigene Einrichtungen nicht neu schaffen, soweit geeignete Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege ausreichend vorhanden sind."

Später, im bundesrepublikanischen Bundessozialhilfegesetz von 1961, hieß es analog: "Wird die Hilfe im Einzelfall durch die freie Wohlfahrtspflege gewährleistet, sollen die Träger der Sozialhilfe von der Durchführung eigener Maßnahmen absehen..." Wozu sich die freie Wohlfahrtspflege imstande sieht, das soll sie mit Vorrang auch tun können, und der Staat soll sie instand setzen, ihre profilierte soziale Arbeit zu tun.

Subsidiarität: sie machte eine eigenwirtschaftliche Diakonie verzichtbar; die freie Wohlfahrtspflege, so auch die Diakonie, empfing öffentliche Mittel, zum Teil solche, die sie in Pflegesatzverhandlungen mit ausgehandelt hatte, und verwandelte sie in gute Taten.

Insgesamt hatte der neue, an der politischen Macht partizipierende Status der Inneren Mission - quasi als Subunternehmerin der Staates - einige Konsequenzen für künftige Entwicklungen:

> eine nicht ohne weiteres zu lösende Spannung zwischen dem theologisch behaupteten Anspruch, zu dienen in der Nachfolge Jesu Christi, und der Teilhabe an Macht in gesellschaftsüblicher Form; in dieser Spannung kann man nur mit vielen theologischen Kompromissen leben - bis heute.

> In dem Maße, in dem die Kirche "entstaatlicht" wurde, wurde die Innere Mission "verstaatlicht", rückte in ordnungspolitische Funktionen ein; dieser Rollentausch führte Geltungskonflikte zwischen Kirche und Innerer Mission herauf.

> Das duale System machte das Über-die-eigenen-Verhältnisse-Leben zum Normalfall; die Verbände, so auch die Innere Mission, arbeiteten mit Personal- und Kostenrahmen, die durch eigene Ressourcen nicht hätten gedeckt werden können. Die systemischen Gefährdungen liegen auf der Hand.

Formal bestanden die sozialen Regelungen der Weimarer Republik im Dritten Reich weiter, aber durch Beschlagnahmungen oder extrem niedrige Pflegesätze in der Behinderten- und Altenhilfe, durch die Einführung des Führerprinzips in Einrichtungsleitungen usw. wurden sie ausgehebelt. Für die Zusammenarbeit im sog. Führerrat der Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege, dem alsbald nur noch die beiden konfessionellen Verbände und die NSV angehörten, wurde der passende Begriff der feindlichen Partnerschaft geprägt.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs unterstanden die Pflegesätze der staatlichen "Preiskontrolle". Rechtsgrundlage für die wiederaufgenommenen oder weitergeführten Tätigkeiten der Inneren Mission waren weiterhin die beiden Weimarer Gesetze. In den fünfziger Jahren entstand die Praxis, die Pflegesätze zwischen der Arbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege und den kommunalen Spitzenverbänden auszuhandeln.

Das neugegründete Ev. Hilfswerk unterhielt eine Reihe von Wirtschafts- und Geschäftsbetrieben (z.B. die Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft oder die Veredelungswirtschaft GmbH). Dies duldete die EKD seinerzeit nicht, und da das Hilfswerk praktisch ein Sondervermögen der Kirche war, mußte es sich beugen, seine Wirtschaftsbetriebe ausgliedern - und begab sich so seiner kommerziellen Basis.

Dann kam 1961 der bedingte Vorrang der freien Wohlfahrtspflege - ohne freilich den Begriff Subsidiarität zu verwenden - in zwei Gesetzen: dem BSHG und dem JWG. Daß sich gemeinnützige Träger (die steuerliche Vergünstigen hatten, bei Beschränkungen in der Gewinnerwirtschaftung) und die öffentlichen Leistungsträger "zum Wohl der Leistungsempfänger wirksam ergänzen" sollten, bestimmte dann auch das Sozialgesetzbuch.

Neben die bundesrechtlichen Maßgaben, die die freie Wohlfahrtspflege privilegierten, traten landesrechtliche, z.B. Regelungen für die Kindergärten, die Sonderschulen u.a.m. Von Bundesland zu Bundesland weichen die Regelungen z.T. erheblich voneinander ab (in Bayern z.B. trägt die öffentliche Hand 80% der Kindergartenunkosten). Die einzelnen Landesregierungen erließen spezielle Sozialprogramme (Landesaltenpläne, Psychiatriepläne usw.), aufgrund deren die staatlichen Leistungen zu Betriebskosten und für Baumaßnahmen erheblich ausgebaut wurden. In unterschiedlicher Weise - u.a. aufgrund von Soll- und Kann-Vorschriften in den Gesetzen - leisteten die Kommunen nach 1961 z.T. erhebliche Betriebskostenzuschüsse (etwa für Beratungsdienste).

Das Finanzierungssystem der Diakonie stand auf drei Beinen: Eigenmittel, Kostenerstattungen und öffentliche Förderung. Kostenerstattungen sind Ansprüche entweder gegenüber dem Staat (z.B. Investitionsförderung für Krankenhäuser, Sonderschulen) oder gegenüber den Sozialleistungsträgern (in Form von Pflegesätzen im Bereich der Jugend- und Sozialhilfe). Pflegesätze sind keine Subventionierung der Diakonie, sondern entsprechen einem Erstattungsanspruch eines Hilfeempfängers gegenüber Kostenträgern; indem der diakonische Träger mit dem Hilfeempfänger einen Vertrag abschließt, entsteht mittelbar eine Rechtsbeziehung zwischen diakonischem und Leistungsträger. Förderung ist eine freiwillige Leistung des Staates, der Kommunen, der Sozialversicherungsträger, konkret durch Zuschüsse z.B. für Baumaßnahmen ("Zuschüsse" bedeutet: die öffentliche Förderung setzt Eigenmittel und deren Einsatz voraus).

Förderprogramme brachten Ausbau und Verbesserungen der Arbeit, gaben aber öffentlichen Verwaltungen auch Gelegenheit zur Prüfung der Fördervoraussetzungen, zu gewissen Eingriffen in die Gestaltungsfreiheit.

Ende der achtziger Jahre wurden in der Diakonie 31% der Betriebskosten durch Sozialleistungsträger, 41% durch öffentliche Zuschüsse und 11% durch Eigenmittel finanziert.

Es waren die "goldenen Zeiten" der Diakonie:

- > Sie konnte glaubwürdig ihre Ideale geltend machen,
- > gleichzeitig eine professionelle Struktur unterhalten
- > sowie die Mitarbeiterschaften nach gesellschaftsüblichen Regeln sichern (s.u.).

Und das Ganze strukturlogisch angesiedelt z w i s c h e n erwerbs- und staatswirtschaftlichem Bereich.

In dieser Phase verzeichnete die Diakonie einen gewaltigen Expansionsschub: allein zwischen 1970 und 1990 wuchs die Zahl der diakonischen Einrichtungen um ein Drittel, die Mitarbeiterschaft um 52%.

Die sechziger und siebziger Jahre dienten der inneren Konsolidierung. Das Kirchen-Diakonie-Verhältnis sollte neu bestimmt werden. Es entstanden, in Verbindung der ehemaligen Hilfswerk-büros und großer Rechtsträger der Inneren Mission, Diakonische Werke. In der Regel ordnete sich eine Kirche dem Diakonischen Werk auf ihrem Kirchengebiet einerseits kraft Kirchenrechts zu, trat andererseits in den Verein DW ein, ist also sein Mitglied, und nimmt in seinen Gremien Satzungsrechte wahr.

Formal ist die Zuordnung geklärt. Im Diakoniesgesetz der EKD finden wir ein klares Delegationsprinzip: das DW wird beauftragt, für die EKD die diakonischen Belange wahrzunehmen. Ob das geht, ob das einem theologisch verantworteten Kirchenbegriff auch nur im Ansatz entspricht - eine Kirche, die die Diakonie delegiert -, wurde anfangs immerhin noch diskutiert.

Diakonische Werke werden gemeinhin gebraucht,

- um einzelne Einrichtungen zu entlasten,
- um Grundsatzfragen voranzubringen,
- um Lobbyarbeit zu leisten,
- um Netzwerke zu schaffen und zu halten unter den Mitgliedern, zwischen ihnen und mit Gesellschaft und Kirche,
- um Informationen zu transportieren.

Wenn der Gesetzgeber vorsieht, daß bestimmte Dinge großflächig geregelt werden, auf Landesebene etwa, sind Verbände notwendig; die Mitglieder treten dann den durch den Verband ausgehandelten Regelungen bei.

In einzelnen Feldern verlagern sich Entscheidungsbefugnisse zur Basis hin, in Richtung direkter Vereinbarungen zwischen Kassen und Leistungserbringern; die klassischen Querschnittsaufgaben, wie sie z.B. Referentinnen und Referenten bei Diakonischen Werken für die Mitgliedseinrichtungen wahrgenommen haben, entfallen dann zunehmend.

DWs sind als Informations-Pools wichtig; aber sie brauchen die Kompetenz und die Instrumentarien, die Informationen ggf. stellvertretend zu interpretieren u n d zu streuen. Dabei ist informelle Verteilungsgerechtigkeit wichtig; ich habe in meiner EKD-Zeit DWs kennengelernt, die, um differenzierte Verbandspolitik gegenüber den eigenen Mitgliedern zu betreiben, mit Information selektiv umgingen, Mitglieder durchaus unterschiedlich "bedienten". Die anscheinend unvermeidliche Lust an Herrschaftswissen stärkt die persönliche Position und schwächt das Werk.

Hier stoßen wir auf ein Grundproblem. Kleinere Mitglieder brauchen den Verband, damit er für sie sozialpolitische Aktivitäten bündelt. Je größer der Träger, desto weniger braucht er seinen Verband: große Träger haben ihre eigenen Juristen, eine eigene Öffentlichkeitsarbeit, einen eigenen Grundsatztheologen, einen eigenen Finanzminister. Manche Einrichtungen kommen schneller an Mittel, als ihr DW denken kann, haben großen politischen Einfluß in der Region und sind bekannter und wahrnehmbarer als der Dachverband.

Verbandspolitik braucht Verbandsdisziplin. Die ist z.T. beschädigt - wie die Diskussionen um die Eingliederungshilfen gezeigt haben.

Phänomene wie diese haben mehrere Ebenen:

Eine kommunikative Ebene: Konsens braucht nach meinen Beobachtungen immer mehr Verhandlungskapazität und Überwachung.

Eine inhaltliche Ebene: Verband und Mitglieder sprechen nicht wirklich über ein sozialpolitisches Konzept, ein christlich verantwortbares. Vielleicht haben ja beide keins.

Eine politische Ebene: Daß das Prinzip des einheitlichen Vorgehens im Zerbruch ist, innerverbandlich wie zwischen den Verbänden, schwächt das Ganze; daß es die Verbände z.B. nicht hinbekommen haben, sich bei der Pflege einig zu sein, verfestigt die Unzulänglichkeiten der neuen Regelungen. Schwache Verbände stützen schwache Sozialpolitik.

Und dann ist da eine eigenstrukturelle Problemebene: in den wichtigen Gremien der DWs haben die großen

Einrichtungen das Sagen, also die, die das DW am wenigsten brauchen und sich relativ risikolos gegen seine Politik verhalten können. Das führt paradoxe Lagen herauf. In den aktuellen Satzungsverhandlungen in unserem Kirchengebiet ist eine weitere Stärkung der großen Träger intendiert.

In den siebziger Jahren setzten durch Arbeitsrechtsregelung Verfahren zur Bildung allgemein gültiger kirchlicher und diakonischer Dienstordnungen ein. Grundlage, Grundnorm, war die KDO von 1970. "Sie verweist in ihrem § 1 auf den Bundes-Angestellten-Tarifvertrag des öffentlichen (staatlichen) Dienstes und seine gesetzlichen Regelungen mit zur Zeit rund 140 Seiten Umfang" (Müller-Alten). § 1.3 KDO verlangt, daß die "Tarifbestimmungen des BAT ... der Eigenart des kirchlichen Dienstes entsprechend sinngemäß auszulegen und anzuwenden" sind (ders.). Aus § 1 ARRГ ergeben sich besondere Loyalitätspflichten, "ein anderes Treueverhalten... als von normalen Arbeitnehmern insbesondere in der Profitwirtschaft" verlangt wird (ders.)

Es wurde ein eigenständiges Regelungsverfahren entwickelt, der sog. Dritte Weg; demnach werden die Arbeitsbedingungen in einer AK erarbeitet, die paritätisch besetzt ist, deren Mitglieder in kirchlichem oder diakonischem Dienst stehen müssen. Kirchenleitung und Synoden haben keine Einspruchs- und Widerspruchsrechte. Arbeitskämpfe sind ausgeschlossen. Der Dritte Weg, eingeführt durch ein verfassungsänderndes Gesetz, ist kaum oder nur sehr schwer änderbar. Auch eine Änderung des ARRГ ist, verglichen mit anderen Kirchengesetzen, deutlich erschwert.

Die Verfasser des neuen Kommentars zu Ordnungen der EKHN glauben, daß künftig Schwierigkeiten entstehen könnten: daraus, daß zwei unterschiedliche Arbeitnehmergruppen in Kirche und Diakonie, zwei unterschiedlich finanzierte, zusammengefaßt sind. Diakonische Stellen werden weitgehend sozialgesetzbuchlich und sozialhilfegesetzlich finanziert; dem liegen Individualrechte gemäß den Sozialgesetzbüchern zugrunde. Müller-Alten plädiert dafür, wegen der damit gegebenen "hohen Affinität zwischen 'öffentlichem Dienst' und seinem BAT" und diakonischen Tätigkeiten die Arbeitsverhältnisse in der Diakonie BAT-ähnlich auszugestalten - und für die kirchlichen Dienst eventuell Alternativen ins Auge zu fassen.

Die gegenwärtige Bewegung in der arbeitsrechtlichen Diskussion hängt mit Veränderungen der sozialpolitischen Vorgaben zusammen, die seit den neunziger Jahren auftreten - der Rönsch-Brief, s.o., war ein Symptom der Veränderung.

Der Sozialmarkt ist politisch gewollt. Daher handelt es sich nicht einfach um eine mehr oder weniger stürmische "Entwicklung", sondern um einen kalkulierten Bruch mit der seitherigen Soziallogik. Dafür spricht die Gleichzeitigkeit dreier marktfördernder Neuerungen, die sich gegenseitig in ihrer Wirkung verstärken: das Selbstkostendeckungsprinzip im Sozialhilferecht wurde abgeschafft, die Pflegeversicherung wurde eingeführt; und Marktmechanismen wurden dadurch in Gang gebracht, daß es nun selbständig wirtschaftende konkurrierende Anbieter geben muß.

Gefördert wird diese Entwicklung auch durch "Europa". Nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes fallen auch Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, wenn sie Dienstleistungscharakter haben, unter die Marktgesetze. Ob die *economie sociale*, die einzige in Brüssel offiziell akkreditierte Sozialidee, mit unserem System formal und inhaltlich kompatibel ist, ist höchst umstritten (U.Schwarzer).

Die Änderung des BSHG (§ 93,2) und die Prinzipien des SGB XI haben gedeckelte Budgets, prospektive Pflegesätze, die Ökonomisierung der sozialen Arbeit hervorgebracht.

Dem Sozialhilferecht liegen eigentlich die Leitvorstellungen Solidarität und Subsidiarität zugrunde; das Prinzip der Gemeinnützigkeit wird zwar nur steuerrechtlich wirksam, war aber eine ethische Herausforderung für viele Träger sozialer Arbeit. Solidarität, Subsidiarität, Gemeinnützigkeit wurden in den letzten Jahren ausgehöhlt oder ersetzt durch Ordnungsprinzipien des Marktes wie Wettbewerb, Wirtschaftlichkeit uä sowie durch servicebetriebliche Modellvorstellungen. Ein wirklicher Markt ist so freilich gar nicht entstanden: es findet keineswegs eine Preisbildung nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage statt; vielmehr müssen Anbieter um dirigistisch verteilte Mittel konkurrieren.

Bei Wohlfahrtsverbänden und Leistungserbringern haben aufgrund dieser politisch gewollten Veränderungen erhebliche Anpassungsprozesse eingesetzt: Rechts- und Wirtschaftsformen wurden verändert (vor allem im Sinne ökonomischer Modernisierung), Managementmuster eingeführt, neue Tätigkeitsfelder und Kooperationen erschlossen, Konzeptionen entsprechend verändert und die Öffentlichkeitsarbeit offensiver gestaltet.

Zugleich erhöhte sich überall signifikant der Verwaltungsaufwand; strukturlogisch steht wegen der vielen indirekten Kontroll-Leistungen weniger Zeit für direkte Hilfeleistungen zur Verfügung. Der Nachweis der Leistung frißt einen erheblichen Teil der Leistung auf.

Durch die Öffnung der Rahmenbedingungen sozialen Arbeitens entgleiten dem Gesetzgeber diese Rahmenbedingungen aber auch: diese werden seit Mitte der neunziger Jahre immer stärker von den managementartig handelnden Akteuren bestimmt - ein Prozeß, der durch die Europäisierung sozia-ler

Dienstleistungsfelder gefördert werden dürfte. Es läßt sich eine merkwürdige Spirale beobachten:
> aus Selbst-Potenzierung und Selbst-Depotenzierung des Staates
(der sich gleichzeitig in alles einmischt und sich aus konkreter Verantwortung zurückzieht)
> und aus der Notwendigkeit, als Wohlfahrtspflege managementartig handeln zu müssen, um gegenüber dem Staat handlungsfähig zu bleiben,
> und schließlich aus dem Faktum, daß alle sozialen Anbieter so zu handeln versuchen müssen und bei dieser Angleichung immer austauschbarer werden. Je besser sich Diakonie der neuen Logik anpaßt (was sie bis zu einem gewissen Grade tun muß, um auf dem Markt zu bestehen), desto verzichtbarer wird sie.

Widersprüchlichen Signalen seitens des Staates entsprechen Angebote der Verbände, die im Widerspruch zu ihrer Programmatik stehen: es entsteht 1-, 2-, 3-usw.-Sterne-Diakonie. Insonderheit die Situation in normalen Einrichtungen der stationären Pflege hat eine untere Grenze erreicht, die nicht mehr unterschritten kann, ohne die Menschenwürde zu beschädigen.

Die Marktmechanismen im Bereich der Wohlfahrtspflege fördern insgesamt offenbar die Entsolidarisierung der Gesellschaft und die soziale Polarisierung.

Eine den sozialpolitisch gewollten Veränderungen Rechnung tragende Entlohnung hat sich im diakonischen Bereich bislang nicht durchgesetzt. Trotz der Arbeitsvertragsrichtlinien des DWEKD. Es wird aber diskutiert, ob diakonische Träger angesichts veränderter Bedingungen Arbeitsverhältnisse auf die Arbeitsvertragsrichtlinien des DWEKD umstellen könnten - und: ob dies auch in der verfaßten Kirche möglich wäre.

Unter juristischen Fachleuten wird nachgedacht über die Bezugnahme Klauseln, die bislang ausdrücklich auf den BAT verweisen. Ob dieses Bezugsobjekt abgeschafft werden sollte oder daß kirchlicher und diakonischer Dienst unterschiedlich gefaßt werden müßten, das ist im Gespräch. Denkbar erscheinen also ein eigenständiges Regelwerk für einen speziellen Arbeitnehmerkreis oder Sonderregelungen innerhalb eines als ganzem fortbestehenden BAT. Dieses Nachdenken befindet sich noch im Rahmen der bisherigen Kirchengesetze. Mancherorts bewegt man sich darüber hinaus in Richtung Änderung des Arbeitsrechtsregelungsgesetzes. Aus der Sicht der selbständigen diakonischen Träger stellen sich - einen "unausweichlichen" Veränderungsbedarf vorausgesetzt - dabei mehrere Alternativen als möglich dar: eine Kommission für die selbständige Diakonie und für die Diakonie in der verfaßten Kirche; oder zwei Kommissionen innerhalb des Bereichs verfaßter Kirche (davon eine für die Arbeitsverhältnisse der Arbeitnehmer mit diakonischen Aufgaben); oder eine Kommission im Bereich verfaßter Kirche mit speziellen Regelungen für den diakonischen Dienst.

Hier bin ich jetzt am äußersten Rand meines Bildes angelangt. All dies und noch vielmehr geschah und geschieht auf dem Weg vom Dienst zur Dienstleistungsdiakonie. Was spaltet, was ist förderlich? Was entwickelt, was wirft hinter jahrzehntelange Entwicklungen zurück (der BAT für Sozialberufler galt vor kurzem noch als sozialer Fortschritt)? Wir werden sehen.

Die dritte Leiste: Was bleibt vom Proprium?

An den Vorlesungsverzeichnissen von Fachhochschulen für Sozialwesen kann man es ablesen: die Zahl der Ethik-Angebote nimmt signifikant zu. Ethische Reflexion tut bitter not. Nur, mir scheint, daß der ethische Diskurs die Wirklichkeit nicht mehr einholen kann. Die Marktwirklichkeit stürmt voran - und wir stürmen mit - hinterher freilich.

Der Diskurs handelt von der Verhältnismäßigkeit von Effizienz und Ethik, von Wirtschaftlichkeit und Humanität. Das wäre sicher schon ein Proprium - vor allem gegenüber geschichtslosen Anbietern auf dem Sozialmarkt, die sich mit den neuen Maßgaben leichter tun. Wichtig wäre auch das Nachdenken über die Relation von Modernisierung und Kontinuitätswahrung.

Die Aushöhlung der wertheethischen Fundierung sozialer Arbeit macht es nötig, einerseits sozialetische Kriterien von Sozialanbietern einzufordern, andererseits diese Kriterien so zu gestalten, daß sie auch unter marktwirtschaftlichen Bedingungen etwas bewirken können, nicht von vornherein Worthülsen sind.

Die Formalisierung ethischer Kategorien in nicht wenigen Leitbildern und Betriebsphilosophien (selbst in den Leitlinien des DWEKD) stimmt nachdenklich.

Vierte Leiste: Schwindelig geworden

In den letzten Tagen und Wochen habe ich im Blick auf dieses Referat mit vielen Menschen in der Diakonie gesprochen. Die Argumente drehen sich merkwürdig, sind gezwirbelt: Befürworter des BAT verweisen auf seine hohe Flexibilität; umgekehrt kann man fragen: wozu braucht man etwas noch, das dauernd abgeändert und angepaßt wird?

Manche wollen den BAT abschaffen aufgrund des Kostenträgerdrucks; andere sagen: der BAT ist ein Bollwerk, das letzte, gegen die Willkür der Kostenträger. Die Abschaffer gefährden sich selbst.

Manches ist eigentlich empörend. Warum habt ihr eigentlich so viele alte Mitarbeiter ?, werden diakonische

Träger mehr oder weniger direkt gefragt. Im Tarif werden die älteren Mitarbeiter zu teuer; versucht sie loszuwerden! Macht wenigstens einen anständigen Mix in eurer Mitarbeiterstruktur!

Wo bleibt der Aufschrei gegen diese menschenverachtenden Anmutungen? Liegt daran, daß manche Leitungen halt auch denken: der BAT bindet tatsächlich viele Mittel, die wir sonst zur freien Disposition hätten, schränkt unsere Bewegungsfähigkeit ein...?

Was die Mittel bindet, ist aber andererseits vielleicht auch ein Bindemittel.

Sicher, ich könnte mir auch Leistungsbewertungssysteme vorstellen, wenn ich nicht seit Jahren gesehen hätte: es geht um Kostendämpfung und nicht um Leistung, es ging immer nur um Kostendämpfung - und sonst nichts.

ANDERS MACHEN

Über den Zusammenhang von Netzwerken und Ideen

Referat am 4. Mai 1999 in Frankfurt/M. anlässlich der Auszeichnung zweier Kirchengemeinden für innovative Seniorenarbeit durch die Schlegelstiftung

Erstens: Netze

Eine Gemeinde, die Netze auswirft und sich selbst als Netzwerk versteht, ist ganz bei der Sache, die am See Genezareth begann. Jesus predigt dort vom Boot des Simon Petrus aus. "Und als er aufgehört hatte zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut. Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen".

Und der Fang wird prächtig. Wo Jesus gibt, da gibt er in solcher Fülle, daß unsere Hände und Netze und Boote nicht ausreichen, um den Reichtum zu bergen. "Und Simon Petrus fiel Jesus zu Füßen und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen und alle, die mit ihm waren...

Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht! Denn von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach."

Petrus und die andern fangen Fische.

Jesus fängt Fischer.

Er fischt sich Petrus und seine Freunde heraus. Er wirft sein Netz aus nach ihnen, und sie gehen ihm ins Netz, und sie werden nicht mehr von ihm loskommen, werden von ihm gefangen sein. Werden selbst zu einem starken Netz verknüpft miteinander. Aus Netzhandwerkern werden Netzwerker. Später.

Es ist ein Netz aus Überzeugung, in dem Petrus und seine Freunde gefangen werden. Sie mußten überzeugt werden. Das geschah, indem ihre ganze Lebens- und Berufserfahrung zerbrochen wurde. Fische fängt man nachts. So war es immer gewesen. Nachts gehen Fische leichter ins Netz. Nachts sind nicht nur alle Katzen grau, sondern Fische blind. Werden getäuscht.

In unseren Breiten lernten Angler, wenn sie die Forelle fangen wollten, das Wasser zu trüben, es aufzurühren, damit sich die Fische nicht mehr orientieren können. Das ist schon ein bißchen gemein. Es gab und gibt Leute, die das nicht übers Herz bringen. Das sind die, die kein Wässerchen trüben können.

Petrus glaubt nicht, daß es anders als gewohnt geht: in diesen Breiten fängt man Fische nachts.

Netze sind das Handwerkszeug der Fischer. Sie kennen sich damit aus - bestens. Jesus schlägt sie mit den eigenen Waffen, fängt sie im eigenen Netz.

Was ist all unsere Erfahrung noch wert, wenn uns Jesus sagt: Auf mein Wort - du wirst a n d e r e Erfahrungen machen? Nichts muß sein wie bisher, wie sonst, wie immer.

Erfahrungsgemäß ändert sich so einer nicht mehr. - Im Alter wird man stur. - An den Prognosen der Fachleute ist immer etwas dran. - Es erwischt immer die falschen. - Und es liegt d o c h am Elternhaus! - Je länger einer arbeitslos ist, desto weniger kann man mit ihm anfangen.

Wir und unsere Erfahrungen! Wir wissen, wie's geht. Und wir schätzen Realisten und belächeln die Träumer - und versäumen über unserem überaus vernünftigen Alltag das Reich Gottes. Es ist nicht mehr oder weniger als das Netz unserer Erfahrungen, das Jesus zum Zerreißen bringt. Anders machen! Netze können - manche s o l l e n - reißen.

Jesus fischt sich nicht e i n e n heraus, er fischt sie gleich im Verein. Hier, am See Genezareth, entsteht er, der allererste christliche Verein noch relativ junger Männer. Und bald wird es sein wie in anderen christlichen Vereinen bis heute: einige tun sich hervor, einige sind halt dabei, einige üben sich in unauffälliger, treuer Gefolgschaft, einige konkurrieren um die Führung, einer wagt den Verrat.

Sie wollen ihm besonders nahe sein, wollen in besonderer Weise zu ihm gehören, und er soll ihnen gehören - und sie wissen zugleich, daß sich das nicht gehört, Jesus für sich haben zu wollen.

Sie werden versuchen, wenigstens den Zugang zu Jesus ein bißchen zu regeln, sie schirmen ihn ab, damit sich ihm nicht jeder einfach nähert. Jesus wird sie dafür milde tadeln. Es muß auch direkte Wege zu Jesus geben - nicht nur über seinen Verein. Gerade neue Netzwerke dürfen nicht allzu exklusiv sein wollen.

Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben sollen sie sein, Beweglichkeit mit Redlichkeit vereinen: zur weltver-ändernden Intelligenz derer, die eigentlich kein Wässerchen trüben müssen.

Sie werden sich vor ihn stellen, ihn verteidigen - und werden das auch unbeholfen und mit den falschen Mitteln tun. Und Jesus wird sie dafür trotzdem lieben bis zuletzt. Netzwerke haben immer auch etwas zu verteidigen.

Und sie werden sich an diesen Fischzug erinnern, der ihnen einst ankündigte, wie überaus erfolgreich i h r missionarisches Netzwerk sein würde. Sie werden es über die ganze Welt spannen.

Petrus, wird berichtet, ist über seinen großen Fischzug zuerst gar nicht erfreut. "Herr, gehe hinaus von mir!" sagt er. Geh weg! Die Sache ist ihm nicht geheuer. Manchmal wird auch die Liebe über einen geworfen wie ein Netz, aus dem sich der Verstand zuerst am liebsten befreien möchte.

Das Wissen, vernetzt zu sein, ist nach wie vor ambivalent, produziert bei näherem Nachdenken durchaus auch gemischte Gefühle. Das alte Wissen, daß alles mit allem zusammenhängt, begegnet uns ja dieser Tage als neues Paradigma. Es kann sogar auf dem Computer durchgespielt werden. Da kann dann der Flügelschlag des Schmetterlings in China den winzigen Ausschlag für einen thermischen Prozeß geben, der sich ein paar Tage später weit weg in einem Ungewitter entlädt. Wenn schon ein Schmetterlingsflügelschlag soviel bewirken kann, wieviel mehr jeder von uns! Wie mächtig sind wir in diesem Paradigma! In diesem globalen Netz!

Max Frisch erzählt in seinem Theaterstück "Biografie", wie ein gewisser Herr Kürmann auf wunderbare Weise die Gelegenheit erhält, an Kreuzpunkte seines Lebens zurückzukehren und eine jeweils andere Richtung einzuschlagen. Er gibt seinen Entscheidungen tatsächlich eine andere Richtung - und kommt heraus, wo er ohnehin war. Die Moral von der Geschichte: wenn ich mich anders entscheide, entscheiden sich auch alle anderen anders, und das kann insgesamt zum selben Ziel führen. Das ist die andere Seite unserer Vernetztheit: Man weiß nie, was herauskommt; vernetzte Prozesse haben eine eigene Dynamik. Und: Wie groß bin ich in diesem Netz, und wie klein! Wie mächtig und wie eingebunden!

Die Befindlichkeit, die gerade auch wieder die aktuellen Wissenschaften für den Menschen zeichnen, haben etwas von der Paradoxie, die Luther für den Christenmenschen behauptete: er sei ein freier Herr aller Dinge und jedermann untertan.

Wir haben keine Wahl, vernetzt sind wir grundsätzlich, entscheiden für andere mit oder hängen von anderen und deren Ent-scheidungen ab. Aber diesen Prozeß muß man nicht zwangsläufig sich selbst überlassen. Hier heißt es wieder: Anders machen! Man kann mit den anderen auch etwas abmachen, sich abstimmen, sich verständigen. Wenn einer dann schon etwas für mich mitentscheidet, in mein Leben eingreift, dann kann er immerhin wissen, was ich erwarte. Und wenn dieses Wissen um Wünsche und Erwartungen hin- und hergeht zwischen Menschen, auf Gegenseitigkeit, dann wirds ein egentlich soziales Netzwerk. Es ist gut, wenn Kirchengemeinden sich als soziales Netzwerk verstehen können oder besondere soziale Netzwerke einrichten.

Bald nachdem die neue Netzwerkbewegung unter uns einsetzte, entstand auch eine neue Netzwerkforschung, die registrierte, wie unterschiedlich soziale Netzwerke entstehen, manche eher pragmatisch, manche hochwissenschaftlich gestützt. Einhellig wird dagegen der Typus des Sozialnetzwerkers beschrieben, der sich da engagiert:

1. Es gibt ihn häufiger, als in einer Ego-Gesellschaft vermutet.

Und es finden sich zunächst mehr Menschen, die anderen helfen wollen, als solche, die sich von andern helfen lassen wollen.

2. Soziale Netzwerke in Stadtteilen und Siedlungen sind tatsächlich anders als die herkömmlichen Beziehungsmuster in Familien oder Vereinen: sie entstehen nicht durch Pflicht oder Zwang, sondern durch Wahl, haben etwas von Wahlverwandschaften. Sie entstehen als eine von vielen Möglichkeiten, die jemand eigentlich hätte. Aber sie sind auch nicht ganz beliebig. Beziehungen haben etwas zu tun mit eigeninitiitierten Lebensoptionen, die in Einklang oder in Annäherung gebracht werden.

3. Die neuen Sozialbeziehungen sind einerseits interessengeleiteter, werden aber vielseitig und beweglicher,

weil Begegnungs- und Lernprozesse in Gang kommen, die anfangs oft noch gar nicht absehbar sind. Synergetische Effekte halt.

4. Für die Ehrenamtlichen in einem sozialen Netzwerk werden die Prozesse überhaupt offenbar meist wichtiger als Ergebnisse, die Inhalte der Begegnung werden wichtiger als didaktische u.a. Absichten eines Konzepts.

5. Nach wie vor haben Frauen die größere Beziehungskompetenz.

6. Es engagieren sich aber auch viele hilflose Helfer, Menschen, die anderen helfen wollen und selber Hilfe brauchen. Schon um dies zu erkennen und zu bearbeiten, bedarf es m.E. einer fachlichen Moderation der neuen sozialen Netzwerke. Auch die modernen generell ehrenamtlichen sozialen Arbeitsformen sollten vielleicht nicht-ganz-laizistisch sein.

Ich habe in Südhessen mit drei meiner Studenten ein soziales Netzwerk in einer Kirchengemeinde entwickelt und installiert, ein Netzwerk, das mittlerweile drei Kirchengemeinden umspannt. Eine der wichtigsten Erfahrungen für mich als Pfarrer: schon bei der Installierung, lange vorm Anlaufen des eigentlichen Netzes, sind wir neuartig ins Gespräch miteinander geraten, die kirchlichen Profis und die, die zugleich Zielgruppe und Träger des Unternehmens sind. Es entstand schon im Vorstadium eine schöne Sprach- und Abklärungskultur. Und als Sozialarbeiter erlebte ich beim Netzwerk als besonders erfreulich, daß es so wieder eher zur Resozialisierung der sozialen Arbeit kommt; sie wird wieder zurückgebunden an ihren sozialen Ort, nach dort, wo die Probleme entstehen und wo sie bearbeitet werden müssen. Die Entfremdung im professionellen Helfen wird ein Stück weit aufgehoben.

Die ev. Luthergemeinde wird u.a. für den Plan geehrt, ein soziales Netzwerk in Form einer generationenübergreifenden Zeit-Tauschbörse einzurichten.

Die ev. Bethlehem-Gemeinde erhält einen Preis für die Einrichtung eines Literaturkreises samt Schreibwerkstatt für ältere Menschen. Weil viele meinen, man dürfe älteren Leuten mit sowas nicht kommen - oder man solle derlei vielleicht den Volkshochschulen überlassen, darum das Lob, und darum befasse ich mich im zweiten Teil meines Referats mit Ideen und Geist, mit dem neuen Wissen vom Wissenkönnen, mit dem neuen Verstehen des Verstehens. Ich beginne wiederum theologisch.

Zweitens: "...du hörst sein Rauschen wohl"

Beim ersten Pfingsten, so steht es in der Apostelgeschichte, sei es zu einem sichtlichen Geistbefall der frommen Häupter gekommen. Wie ein Lauffeuer sei es über die Köpfe gegangen, wie ein überspringender Funke.

Ein geistiges Geschehen stellen wir uns für gewöhnlich sicher ein wenig inwendiger vor. Doch nein, Pfingsten geschah nicht nur sichtbar, sondern auch noch hörbar: der Geist kommt rauschend herüber, so wie ein unwiderstehlicher Sturm braust oder ein Sturzbach oder ein reißender Strom.

Zwei so unterschiedliche Wissenschaftler wie Jacques Monod (Autor des Wissenschaftsklassikers "Zufall und Notwendigkeit") und Richard Dawkins (Autor des seinerzeit schockierenden Wissenschaftsbestsellers "Das egoistische Gen") vertreten die Theorie, eine Idee funktioniere wie ein Virus: man werde von ihr "angesteckt" (Monod), sie "springe über von einem Gehirn zum andern" (Dawkins). Und so wie manche Menschen von einem Virus total befallen werden, manche nur in abgemilderter Form, manche überhaupt nicht, weil sozusagen eine je individuelle Kommunikation zwischen Virus und potentielltem Empfänger mit offenem Ausgang stattfindet, so sei es mit den Ideen, mit geistreichen Einfällen und Informationen: manches "geht einfach nicht an einen", wie wir zu sagen pflegen, wenn wir einen Satz auch nach fünfmaligem Lesen noch nicht verstanden haben; und manches springt einen regelrecht an: man weiß eigentlich alles schon, bevor man es zuende gelesen hat. Dawkins meint, eine gute Idee fände schon ihr Hirn. Und dort denken sich dann die besten Ideen selbst. Durch ungeheuer dichte und rasche Vernetzung.

Das wirft unglaublich schwierige Fragen auf, erklärt aber andererseits die Stabilität einer Idee, wenn sie erst einmal Besitz von uns ergriffen hat, und das macht die Besonderheit des Geistes aus: Man kann Bücher verbrennen, Plakate von der Wand reißen, Denkmäler von ihren Sockeln stürzen und unbequeme Denker in die Wüste schicken: den Geist, wenn er erst einmal Besitz ergriffen hat von einem Menschen, den kann im Grunde keiner mehr austreiben, ist menschlicher Verfügung entzogen.

Es gibt so etwas wie spirituelle Kommunikation, und unser Wollen und Trachten sind nur bedingt daran beteiligt. Es kann sein, daß etwas über uns kommt - wie an Pfingsten, ein Geistbefall sozusagen. Geist will sich vernetzen. Wer die Möglichkeit und die Wirklichkeit solcher Vorgänge bezweifelt, hat nicht nur alten Glauben, sondern auch neues Wissen wider sich.

Eine andere alte und zur Zeit wiederentdeckte Vorstellung: Geist kommuniziert mit Geist. Das ist das Modell geistlicher Kommunikation des Apostels Paulus. "Der Geist selbst bezeugt unserem Geist, daß wir Gottes

Kinder sind" (Rö 8,16). Der Geist des Menschen, *se in pneuma*, ist das in ihm, was ihn befähigt, dem *pneuma* Gottes zu begegnen, oder, wie C.Tresmontant schreibt: "jener Teil im Menschen, dank dem die Einwohnung des Gottesgeistes kein Einbruch aus fremder Zone, sondern vorbereitet ist, herbeigesehnt wie eine Gesandtschaft in fremdem Lande".

Menschlicher Geist ist für Paulus Teilhabe am göttlichen, ist daher für ihn ein "Unterpfand" für eine Existenz, die sich nicht im Fleische erschöpft.

Die Entdeckung, daß unser Hirn ein selbständiges Kommunikationsorgan sei, hat den kürzlich verstorbenen Nobelpreisträger Sir John Eccles umgetrieben. Er hat gezeigt, daß etwa 1 1/2 Sekunden, bevor ich einen willentlichen Entschluß fasse, mein Gehirn die dazu nötigen Vernetzungen und synaptischen Verknüpfungen geschaffen hat. So weiß es eher, was ich gleich wissen will, entscheidet eher, was ich gleich entscheiden will. Es ist kein Wunder, daß zeitgenössische Fachliteratur über Geist und Ideen in mindestens religionsanaloge Fragen einmündet, z.B. in die Frage: wer oder was denkt mich?

Zu einem Buch mit dem stutzigmachenden Titel "Das Ich und sein Gehirn" haben sich zwei der größten Denker unserer Zeit zusammengetan, der schon erwähnte Eccles und der ebenfalls geadelte Sir Karl Popper. Dort wird die Theorie untermauert, daß Geist und Hirn zwei zwar wechselwirkende, aber grundsätzlich unabhängige Systeme sind. Am besten funktionieren es demnach, wenn zwischen beiden eine Liaison bestünde. Liaison steht dort tatsächlich. Wir meinen damit üblicherweise ein Techtelmechtel.

Das Ich, das sein Gehirn mag, sollte ihm zu denken geben. Durch gelesene, gehörte, geschriebene Texte vor allem. Ein Literaturkreis und eine Schreibwerkstatt sind für unser Hirn, was ein Techtelmechtel ist fürs junge Herz. Es läßt höherschlagen.

Drittens: die ganz normalen Alten

Die Schlegelstiftung zeichnet innovative Projekte kirchlicher Altenarbeit aus. Die Situation in der Netzwerkbewegung oder in der Neurophysiologie, die sich mit Ideen und Geist befaßt, ist der in den Alternswissenschaften ähnlich. Auch dort findet jeden Tag der Tod einer alten Vorstellung statt, ein Paradigmenwechsel. Mit großer Rasanz überholt sich zur Zeit die Wissenschaft vom Altern und vom Alter selbst.

Bis Mitte der achtziger Jahre gab es zwei bedeutende Alternstheorien, die sich zwar widersprachen, sich aber sozusagen den Markt teilten: die Engagement- und die Disengagement-Theorie. Die eine besagte: Je größer auch nach der Pensionierung die persönliche Aktivität ist, desto besser wird der alte Mensch mit seiner Pensionierung fertig, mit dem Ruhestand allgemein. Die andere Theorie besagte: Je bewußter der Betreffende die Reduzierung der eigenen Aktivität bejaht, desto besser wird er mit seiner neuen Lage fertig. Desto zufriedener ist der alte Mensch. Empirische Beweise gab es für beide Theorien. Also jeweils auch Gegenbeweise. Also suchte man nach Kompromißformeln, z.B. der: Nach Zeiten des Übergangs, die durch Disengagement, durch Ausstieg, gekennzeichnet sind, folgt eine neuerliche Bereitschaft zu Engagements in vielfältigen Formen.

Als dann Maddox und Eisdorfer dieses Konzept untersuchten, beobachteten sie: irgendwie haut trotzdem alles nicht hin. Alte Menschen sind z.T.aktiv und zufrieden, teils aktiv und dennoch unzufrieden, teils inaktiv und sehr unzufrieden, teils inaktiv und dennoch zufrieden.

Die Altersbilder begannen sich aufzulösen. Anders gesagt: die Alten entwachsen mehr und mehr den Alternstheorien. Die Bezeichnung "Alter" sagt im Grunde nichts mehr über die Lebenssituation eines Menschen aus. "Alter" umfaßt die Gruppe der 55- bis 100-jährigen, und in dieser großen Zeitspanne ist alles Mögliche möglich, jeder Lebensentwurf, jeder Lebensstil, jede Lebensart. Deswegen werden die Parameter immer allgemeiner, und die Beobachtungsstandpunkte werden immer höher angesetzt, so daß in jedem Fall stimmt, was beobachtet wird - als Trendaussage zumindest, in großen Linien wenigstens. Das gilt auch für die 5 Kennzeichen des gegenwärtigen Alterns, die Hans Peter Tews ausgemacht hat:

1. Verjüngung (Menschen gehen früher in den Ruhestand, Männer im Schnitt mit 58, Frauen mit 56 Jahren; sie sind damit alle in die Altersphase eingetreten, sind dabei aber deutlich jünger, als es frühere Generationen taten; hinzu kommt, daß auch die Familienphase deutlich früher beendet zu werden scheint).
2. Entberuflichung (je früher man heute ausscheidet, je jünger also die Ruhestandsphase beginnt, desto weniger Alte sind in Erwerbsprozessen; die früher gefragte Alterserfahrung in manchen Betrieben, sie verschwindet; nur noch etwa 18% der über 60-jährigen Männer und Frauen sind erwerbstätig, und davon die Hälfte nur halbtags).
3. Feminisierung (mit zunehmendem Alter nimmt der Frauenanteil stark zu).
4. Singularisierung (mit zunehmendem Alter nimmt der Anteil Alleinstehender zu, überwiegend der Frauen).
5. Hochaltrigkeit (die Hochaltrigen nahmen in den letzten Jahren überproportional zu, wuchsen schneller als die sog. jungen oder alten Alten).

Wie gesagt: Um eine immer unübersichtlicher werdende Wirklichkeit noch dem Verstehen zugänglich zu machen, legt man den Beobachtungspunkt jeweils derart hoch, und so kann man, auch wenn die Gruppe der Älteren immer heterogener wird, einige zur Zeit richtige Aussagen machen. Allerdings wird man aufpassen müssen, daß bei dieser Betrachtungsweise das Gesicht des älteren Menschen nicht unsichtbar wird.

Manche Forscher bestehen darauf, daß über das Alter überhaupt nichts mehr Besonderes zu sagen sei, nichts, was nicht überhaupt von unserer Gesellschaft zu sagen wäre: daß auch das Alter Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen ausgesetzt ist, und daß es auch hier zu gesellschaftlichen Polarisierungen kommt, daß sich die Gesellschaft spaltet - und das Alter mit ihr.

Individualisierung als gesellschaftlicher Trend bedeutet z.B., daß sich immer mehr Menschen den Sinn ihres Lebens selber herstellen müssen oder wollen, ihr Leben als Selbstmanagement begreifen. Es gibt, genau besehen, tatsächlich kein allgemein anerkanntes Modell zur Lebensgestaltung für die Altersphase mehr. Und nachdem sich der Sozialstaat Stück für Stück zurücknimmt und auch die Altenhilfe Teil eines Marktgeschehens wird, wird die Normalisierung des Alters total.

Das eben betrifft auch den Komplex der gesellschaftlichen Polarisierung. Die Spaltung der Gesellschaft in einen harten Kern der Leistungsfähigen und Wohlhabenden und der Marginalisierten und Armen, schwappt voll auf das Alter über.

Es gibt - vor allem aufgrund der höher gewordenen Anteile an Frauenrenten - zur Zeit eine höhere Sparkapitalbildung durch ältere Menschen als je zuvor; es gibt erheblich mehr Alterswohlstand, gleichzeitig erheblich mehr Altersarmut.

Ein klarer Polarisierungsgrund ist durch politische Entscheidungen heraufgeführt worden, die Deregulierung in der Sozialpolitik. Die ersten Resumees des neuen Pflegerechts zeigen, daß der gesetzlich behauptete Anspruch auf Rehabilitation fast nirgendwo eingelöst wird. In den Altenpflegeheimen - ich spreche nicht von den Seniorenparcs, in die sich die gesundheitlich und wirtschaftlich Fitteren einkaufen können - hat sich vieles drastisch verschlechtert. Die Menschen kommen fast nur noch als gerontopsychiatrische Fälle in die Heime. Darauf, daß sie durch die neuen Regelungen zu Gerontopsychiatrien und Sterbehäusern werden, sind die Heime weder baulich noch personell noch konzeptionell noch wirtschaftlich eingerichtet. Gepflegt wird nach Minuten. Der gesetzliche Anspruch auf ganzheitliche, aktivierende, rehabilitative Pflege - ein Hohn. Die Heimträger und die Mitarbeiterschaften sagen: so schlimm wars noch nie. Die Ernährungssonde im Bauch ist erschreckend häufig im Einsatz; es bezahlt ja keiner mehr die Zeit, die es kostet, bis ein dementer Mensch sein Tellerchen leergegessen hat. In den Heimen wird fixiert und sediert wie nie.

Altern ist im Guten wie im Schlechten total normalisiert. Die Kategorie Alter allein sagt also immer weniger über die konkrete Lebenssituation von Menschen aus; die Orientierung auch kirchlicher Altenarbeit an klar umrissenen Altersbildern verliert an Sinn und Funktion. Ich teile diesbezüglich die Meinung von Fred Karl, der kürzlich schrieb: "Statt einer Subkultur der Älteren... sind neue Leitbilder des Aufeinanderzugehens der Generationen und Bevölkerungsschichten gefragt. Die Umsetzung solidarischer Lebensformen steht... in den Städte und Gemeinden (als den Lebensorten, an denen Menschen mit vielerlei Lebensstilen und Interessen zusammenleben) an."

Es macht kaum noch Sinn, Zielgruppen entlang des chronologischen Alters zu definieren. Es kann künftig weder darum gehen, die Alten zu beschäftigen, noch, sie sich selbst zu überlassen. Generationenumfassende, lebensstilübergreifende Angebote, Möglichkeiten, sich solidarisch zu vernetzen oder um seinen Geist auf literarischem Plateau spazierenzuführen, das könnte Sinn machen.

Letztens: das neue bürgerschaftliche Engagement

Der Bereich des sozialen Handelns spaltet sich. Auf der einen Seite entsteht eine immer wirtschaftlicher werdende Sozialarbeit, in der nun plötzlich gilt, wovon seit den Tagen des deutschen Kaiserreichs der Sozialbereich aus gutem Grund freibleiben sollte: die Marktgesetze, die industriewirtschaftliche Logik. Alles wird gedeckelt, Sozialbudgets, Menschen - und die Ethik des Helfens auch. Der Markt sortiert sich in 1-, 2-, 3-Sterne-Altenhilfe. Investoren, die im Sozialbereich nun plötzlich Geld machen können, stellen Häuser in die Landschaft, und private Träger oder auch kirchliche stellen sich als Betreiber zur Verfügung (manchmal mache ich mir Gedanken, was eigentlich passiert, wenn sich die Investoren eines Tages wieder zurückziehen, weil der Markt ausgereizt ist; dann wird es für die einen lohnende Insolvenzen und für die andern ein böses Erwachen geben). Eigentlich ist es auch folgerichtig, daß einige Unternehmen darüber nachdenken, daß man Pflegebedürftige künftig am besten gleich in Billiglohn-länder schafft. Die Normalisierung des Alters hat ihren Preis.

Auf der einen Seite entsteht in großer Geschwindigkeit ein immer wirtschaftlicher werdender Sozialmarkt. Auf

der anderen Seite braust ein Ruf wie Donnerhall durchs Land, der Ruf nach neuer Ehrenamtlichkeit, nach freiwilligem bürgerschaftlichen Engagement (und wie die Wortungetüme sonst noch heißen). Es ist ja richtig, daß der seitherige Sozialstaat nicht engagementfördernd war. Das war ja auch der zunächst erklärte Sinn der Sozialpolitik, als man sie vor rund hundert Jahren erfand: einerseits muß kein Hilfebedürftiger mehr Bittsteller sein, ist nicht mehr angewiesen auf Privatwohlthätigkeit, sondern hat einen Rechtsanspruch auf Hilfe. Andererseits muß ich als Bürger in einem Sozialstaat nicht mehr meines Bruders Hüter sein; ich bezahle meine Abgaben an den Staat - und die sind ja bei uns extrem hoch -, und der Staat ist dafür leistungspflichtig. In gewisser Weise hat Sozialpolitik Solidarität ersetzt.

Und jetzt, wo es Menschen gründlich verlernt haben, füreinander da zu sein, steigt der Staat Stück für Stück aus der alten Logik aus. Jetzt braucht man wieder Menschen, die sich selber helfen - und unserm kranken Nachbarn auch.

Was ich sagen möchte: beides, die eigenwirtschaftliche und die laizistische Sozialarbeit, sind Konsequenzen aus der Krise des Sozialstaats. Und beide vertiefen sie sie; denn die Verwalter der öffentlichen Kassen werden sagen: Schau an, es geht ja auch so - und werden sich noch weiter zurücknehmen.

Wir haben allerdings keine Wahl mehr. Wir haben es soweit mit uns kommen lassen. Da ist es allemal besser, sich zu engagieren, als sich nicht zu engagieren. Zur Bewahrung des Menschlichen, deiner und meiner Würde in schwieriger werdender Zeit.

Kleine Festrede

zum Jubiläum des Pfarrer-Otto-Hahn-Hauses Darmstadt 2000

Was auffällt, ist der gute Geist dieses Hauses.

Es gab Zeiten, da war die Rede vom Geist des Hauses mehr als eine Metapher. Die Alten hatten ein feines Gespür dafür, daß es Häuser gibt, die einen einladen, anheimeln, in denen man gern ist, in denen Atmosphäre zuhause ist, die auf die Menschen darin übergeht. Und daß es Häuser gibt ohne Ausstrahlung und Heimeligkeit, auch wenn man noch soviel nachbessert und umbaut; auch wenn man es mit Kunst am Bau versucht. Häuser, die auf eine logisch nicht darstellbare Weise die Menschen darin regelrecht krank machen können.

Könige und Kaiser und später reiche Bürger ließen sich prächtige Häuser bauen, in die sie nie einzogen, weil der Geist des Hauses nicht stimmte, sich nicht einstellen wollte. Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.

Diese Weisheit, die aus dem alten Israel herüberklang, nahmen sich insbesondere diejenigen Baumeister zu Herzen, die das Größte und Schönste, das Materiellste und Frömmste gebaut haben, das unsere abendländische Kultur je hervorgebracht hat: die großen Klosterkirchen, die Dome und Kathedralen. Die mittelalterlichen Kirchenbaumeister wußten und sagten: Der Geist baut mit. Sie wußten und sagten: Alles Große entsteht aus Handwerk und Inspiration.

Und sie bauten kühn dem Himmel entgegen, erschlossen sich den freien Raum, überspannten ihn, spannten ihre Bögen und zogen ihre Türme und Gewölbe in schwindelnde Höhen und ließen das Licht durch sie hindurchfallen, so hineinfallen, daß das Licht die schweren Steine zu tragen schien.

Vieles entstand vor Ort, Detailentwürfe wurden in den Sandboden der Baustelle geritzt, verworfen und verwischt und neu gezogen. Inspiration erwuchs aus dem Gespräch mit Ort und Material und verwandelte Ort und Material. Zwischen den alten Baumeistern und ihren Steinen war ein organismischer Dialog. Und sie gestalteten oft noch die dem Menscheauge unzugänglichen Teile ihres Gebäudes kunstvoll aus: ihr Tribut an den Gott, dem sie ihre Inspiration dankend zuschrieben.

Die meisten dieser hochgebauten Wunderwerke aus Handwerk und Inspiration hielten tatsächlich stand. Trotz all des hineingebauten Freischwebenden und Luftigen. Nachrechnender, nachmessender Verstand scheitert heute gelegentlich noch ohnmächtig am Verstehen dieses Stehenbleibens. Manche Dome hielten sogar den Bomben dieses Jahrhunderts stand. Und manche atmen Geist, obwohl man sie geplündert und ausgeschlachtet hat. Man konnte Steine davontragen, aber nicht den Geist des Ortes.

Wenn der Herr nicht das Haus baut...

Was wir heute feiern, ist ein Haus, und ich spreche vom Geist des Hauses, weil bis heute alles Große und

Wichtige aus Handwerk und Geist kommt, auch Pflegen geht nur so, aus solidem Wissen, guter Technik und menschenfreundlicher Einstellung. Und ich spreche davon, damit wir daran erinnert werden, daß der Geist wirklich mitbaut, daß der Geist Gottes nichts ist, was irgendwo abstrakt zwischen Himmel und Erde hängt oder in unseren Hirnen, sondern schon immer Gestalt gewinnt, gerinnt in Form und Format, große Häuser bauen kann, Gotteshäuser, Menschenhäuser, Wohn- und Pflegehäuser auch.

Das nach beiden Richtungen, nach innen und außen, offene Haus wurde von Anfang an zum Sinnbild christlichen Dienstes. So hören wir es von Jesus und lesen es beim Apostel Paulus. Diakonie war von allem Anfang an: Menschen-Aufnehmen und Zu-Menschen-Gehen. Beherbergen und Besuchen. Menschen zu Gast haben und bei Menschen gut aufgehoben Sein. Bis heute ein Grundmuster aller Diakonie. Nicht nur Herzen sollen sich auftun, sondern auch Türen, und das eine hängt mit dem andern zusammen. Sei meines Herzens lieber Gast: so lautet eine alte Einladung, nicht nur ein Stückchen meines Herzens zu belagern, sondern auch unter mein Dach zu kommen.

Diakonische Häuser tragen oft Menschnennamen. Manchmal werden uns Menschen geschenkt, die ein Segen sind für ihre Zeit, in ihrer Zeit. Ihr Gedächtnis wird, damit es überdauert, mit einem Haus verbunden. Manchmal, so scheint es, hat der gute Geist des Hauses auch irgendwie etwas mit einem guten Namen zu tun. Der Pfarrer Otto Hahn trat sein erstes diakonisches Leitungsamt 1935 an, in schwieriger Zeit. Er wurde so einer, an dessen Redlichkeit sich die Waffen der braunen Bürokraten stumpfwetzten. Einer, der auch nach 1945 Verantwortung annahm und redlich und kundig trug. Und als er über 90jährig starb, 1992, trauerte auf dem Alten Friedhof eine große Schar um ihn, die einen, weil sie ihn für sein Lebenswerk bewunderten, andere, weil sie ihm etwas zu danken hatten. Das gute diakonische Haus trägt einen guten Namen. Ein Haus zum Altwerden.

Stichwort Altwerden. Viele Altgewordene machen es sich selbst nicht recht bewußt: das Altwerden hat in unserer Zeit eigentlich seine Besonderheit verloren. Altwerden ist heutzutage kein Vorrecht gerontologischer Eliten, sondern eine Chance, die jeder hat. Altwerden ist keine besondere Bürde und hat keine besondere Würde, die über die allgemeine Menschenwürde hinausginge. Altwerden ist keine besondere Last und keine besondere Ehre, sondern einfach Normalität. Man wird sich daran gewöhnen müs-sen, daß überall im öffentlichen und im privaten Leben immer mehr Alte auftauchen.

Ein Beispiel: Zwischen 1990 und 2000 hat sich die Zahl der über 60jährigen männlichen Führerscheinbesitzer verdoppelt, die Zahl der Frauen verdreifacht, so daß die Zahl der Autofahrer und Autofahrerinnen über 60 allein in den alten Bundesländern von 4 Millionen auf 9 Millionen angewachsen ist. In nur 10 Jahren. Wenn man also künftig in der Mitte einer dreispurigen Straße vor der Ampel steht und nach links und rechts sieht, darf man sich nicht wundern, wenn man von 80jährigen Automobilisten um-zingelt ist. In einer alternden Gesellschaft altert alles.

Oder: es gibt eine neue Seniorenkultur. In Frankfurt habe ich die Beobachtung gemacht, daß die sehr rege Single-Kultur überwiegend von älteren Menschen repräsentiert wird; kürzlich lernte ich ein Senioren-Literatur-Café kennen, auch ein Schreib-Café, wo sich ältere Damen und Herren ihre alte Lust und ihren jungen Frust ebenso gekonnt wie genüßlich von der Seele schrieben.

Oder: es wird bald neue Senioren-Ballungsräume geben. Gerade auch in Südhessen gibt es viel sog. hochverdichtetes Umland um die Kernstädte herum; in den dort neuerschlossenen Wohnge-bieten sollten sich die dynamischen Jüngeren ansiedeln: Nachschub für die prosperierende Industrie und das Dienstleistungsgewerbe in dieser Region. Wo Kommunen vor 20 Jahren die dynamischen Jungen hingelockt haben, werden sie in wenigen Jahren besonders viele dynamische Alte haben, die sich nun dort auch zur Ruhe setzen.

Oder: noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit gab es so viele Urgroßeltern, wie es sie zur Zeit gibt. Noch nie konnten sich so viele Generationen kennenlernen. Familiarität hätte ganz neuartige Chancen, wenn sie denn genutzt würden.

Es gibt neue Begriffe. Nach heutiger Sprachregelung bin ich ein Vorsenior. Wenn ich Glück habe, bin ich in 10-12 Jahren ein neuer Alter, ein sog. aktiver Ruheständler. Danach bin ich ein alter Alter. Mit 90 würde ich ein sog. Hochbetagter, und mit 100 gehörte ich zu den sog. Langlebigen.

Es ist schwierig geworden, zu sagen, wie Alter ist. Alter umgreift heute die Spanne von 55 bis 100 Lebensjahren. Und in dieser Spanne ist alles Mögliche möglich, jeder Lebensstil, jeder Lebensentwurf; darin gibt es alles: den Turnschuhsenior, der den Senioren-Abenteuer-Urlaub bucht. Die alte Frau, die die Zeitung der Nachbarn aus dem Papiercontainer klaubt, weil sie sich ein Abonnement nicht leisten kann. Es gibt Altersarmut, gleichzeitig haben wir zum ersten Mal eine vergleichsweise gut verrentete Frauengeneration.

Es gibt unheimlich fitte Alte, denen man ihre fast 90 Jahre nicht anmerkt und die noch nicht daran denken, ihren Führerschein abzugeben. Und es gibt die vielen dementen Alten, die in einer Welt leben, die nicht die unsere ist, und die es uns nicht leichtmachen, den Weg zu ihrem aufgelösten Gemüt zu finden. Offensichtlich ist: Die Szene spaltet sich. Das Alter spaltet sich.

Die Altenhilfe auch. Es gibt 1- und 5-Sterne-Diakonie: Seniorenparks für die, die selber noch etwas drauflegen können. Die, die nichts haben, hängen vielerorts an der Bauchsonde, am Ernährungsschlauch. Die Pflegekasse bezahlt nicht die Zeit, die ein dementer alter Mensch braucht, um sein Süppchen zu löffeln. Mithelfende Angehörige und Grüne Damen sind erwünscht und so nötig wie nie zuvor.

Brüsseler Regelungen bescherten uns die Nötigung zur technischen Normierung, zur ISO-fizierung. Z.B. im Pflegebereich haben die ISO-Norm-Überprüfungen nichts mit dem eigentlichen Pflegebedarf eines Menschen zu tun, sondern eher mit der Arbeitsorganisation. Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Pflege alles gemacht haben, was neuerdings zur normtechnischen, dokumentarischen, planerischen Seite ihres Berufs gehört, dann sind sie eigentlich schon über der Zeit, die sie für den Menschen haben. Das ist auch einer der Gründe dafür, daß der gesetzlich verbürgte Anspruch auf Rehabilitation fast nirgendwo eingelöst wird. Das ist eine andere große Bruchstelle: zwischen dem Recht der Alten und der Wirklichkeit.

In der Pflegewissenschaft waren wir, gemessen an den allgemein-europäischen Standards, bis vor kurzem ein Entwicklungsland. Jetzt wissen wir von vielen Möglichkeiten, den pflegebedürftigen Menschen wiederaufzubauen, vermitteln neuerdings wichtige Pflegedimensionen: präventive, prophylaktische, aufklärend-beratende, biographieorientierte. Man weiß, wieviele positive Anknüpfungsmöglichkeiten es bei alten Menschen gibt, wozu sie noch fähig sind. Und man weiß auch: was rastet, rostet. Die sozialen Fähigkeiten, die geistigen, die kulturellen, die körperlichen. Also muß man vorhandene Möglichkeiten fördern. Das verlängert das Leben und macht Menschen zufriedener.

Wenn der Medizinische Dienst einen alten Menschen in eine Pflegestufe einstuft, fragt er ihn nur nach Defiziten. Und bemisst danach die Pflegeminuten, für die die Kasse aufkommt. Was an sozialen und geistigen Fähigkeiten gefördert werden könnte und müßte, spielt keine Rolle.

Das ist eine besonders schmerzhafteste Bruchstelle: zwischen dem gedeckelten Menschen und dem, was eigentlich noch in ihm steckt. Zwischen der ganzheitlichen Pflege, die möglich wäre, und dem Zerbröseln der Pflege in viele kleine Einzelhandlungen, die unterschiedlich berechnet und abgerechnet werden. Die Mathematisierung der Zuwendung. Der Zwang zum rechenhaften Kalkül tritt zwischen Helfer und Hilfebedürftige. Seit dem Pflegeversicherungsgesetz ist das so.

Altwerden ist Normalität, aber die Szene spaltet sich. Wird gespalten.

Wer in d i e s e n Häusern ist, ist auf der besseren Seite. Hat einen diakonischen Heimträger, einen, der noch weiß, daß es bei Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt, daß jeder Mensch aller Liebe wert ist und daß man Zuwendung mit einem Stück eigenen Lebens bezahlen muß. Einen, der weiß, daß sich Menschen ihm anvertrauen, und daß dieses Vertrauen jeden Tag bewährt werden muß.

Wer hier ist, hat Menschen um sich, die ihr Handwerk verstehen, Handgriffe kundig verrichten, aber auch ihr Herz sprechen lassen, die versorgen und sich sorgen. Die den alten Menschen, der sich selber nicht mehr helfen kann, nicht demütigen, nicht in seiner Würde verletzen. Die auch vor dem Schweren nicht ausweichen, in unserer größten Not auch den letzten Weg mitgehen.

Der gute Geist dieses Hauses: in Darmstadt wirklich mehr als nur eine Metapher. Der gute Ruf kann natürlich auch drücken. Wenn z.B. trotz knapper Mittel die Ausweitung des Pflegebereichs eigentlich unausweichlich wird, um des Selbstverständnisses und des erworbenen Ansehens willen. Aber die Liebe sieht schon, was nottut.

Ich wünsche dem Haus und seinen Menschen Glück.

SOZIALARBEIT IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN HUMANITÄT UND MARKT

Vortrag in Feldkirchen/Kärnten am 8.11. 1995 anl. der Installierung eines Fachhochschulgründungsvereins

Humanität ist kein fixierbarer und für immer unverlierbarer Zustand; sie findet vielmehr viele Ausdrucksformen und ist immer neu unterwegs und auf der Suche nach ihrer Verwirklichung. Sie ist auch nicht immer einfach machbar: sie stellt sich gelegentlich auch ohne Programme ein, umgekehrt mündeten viele humane Resolutionen und Revolutionen in zutiefst unmenschliche Exzesse ein. Fast alles Böse in der Sozialgeschichte, so meint der Sozialhistoriker Wolf Wolfensberger, fing human an, war gutgemeint. Welche Vorstellungen von Menschenangemessenheit und Menschenfreundlichkeit sich in bestimmten Hilfemustern niederschlugen und noch niederschlagen, davon will ich gleich handeln.

Seit altersher ist der Markt ein Umschlagplatz, ein Ort des Austausch. Menschen tauschen sich aus und bestimmen den Tauschwert von Informationen und Waren. Auf dem europäischen Markt wird auch der Tauschwert von Humanität diskutiert. Ich komme darauf zurück.

Meine Ausführungen gliedern sich in sieben Feststellungen.

Erste Feststellung: Jede Gesellschaft hat ihre soziale Krisendramaturgie und Hilfe-Rituale - und mancher Mythos darin ist in gewisser Weise zeitlos.

Seit kurzem interessieren sich nicht nur die esoterisch Angehauchten für das Heilen der Schamanen, das einer uralten Liturgie folgt. Diese wendet sich einzelnen und Gruppen und dem ganzen Stamm zu, versöhnt einzelne und Gruppen oder erklärt die Unversöhnlichkeit. Ist soziale Klärung, ist auch Gruppen- und Stammestherapie. Dem nachdenkend fällt auf, daß die moderne Sozialarbeit mit ihren Grundformen - Einzelfallhilfe, Soziale Gruppenarbeit und Soziale Gemeinwesenarbeit - einem sehr alten Muster folgt, sehr alter sozialer Magie.

In den alten Welten war Helfen Göttersache. Jagdgötter und -göttinnen halfen bei der Jagd, Fruchtbarkeits- und Vegetationsgottheiten bei der Fortpflanzung, bei der Ernte, Kriegsgötter und -göttinnen in den endlosen Kämpfen der Menschheit. Die alte Götterwelt war unter dem Aspekt des Helfens hochprofessionalisiert und -spezialisiert.

In religionswissenschaftlicher Sicht sind göttliche Helferinnen und Helfer seit Jahrtausenden das Gegenüber menschlicher Ängste und Hoffnungen. Die helfenden Götter haben ihre Agenten, und es gibt Stellvertretung. Die Priester verwalten die Dankbarkeit, ritualisieren die Dankopfer und bewirken Hilfe durch Opfer. Opferrituale sind Mittel zur Hilfe und Reaktion auf Hilfe. Priesterliche Funktion ist schon früh Teil der Hilfesysteme. - Es berührt eigenartig zu sehen, wie sehr die therapeutischen Randszenen der Gegenwart religiös aufgeheizt sind - wie vor sehr langer Zeit. Und viele der modernen Helfer und Heiler haben nicht so sehr Klienten und Patienten als vielmehr Verehrer und Gläubige um sich geschart, sammeln Jüngerinnen und Jünger. Aber auch in seriösen Heilgefilten finden sich mythische Reste: in der Klinik etwa die Visite des Chefarztes, ein therapeutisches Prozessionsritual mit Assistenzärzten und Pflegepersonal, mit durchaus abgestuften Jüngerschaften.

Auch der biblische Gott ist ein Helfer-Gott, hilft gegen Feinde, gegen Niedergeschlagenheit, gegen körperliche Beschwerden, Unfruchtbarkeit, Mißernte, Verarmung. Gott rettet, richtet auf, tröstet, hilft, heilt, verbindet, überwindet, macht frei. "Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat" heißt es im 121. Psalm. Der Himmel und Erde gemacht hat - es ist ein machtvoller Gott, der hilft. Die alten Sinn-Bilder vom Helfen sind immer auch Bilder von der Herrschaft. Im Grunde erfahre ich Hilfe im kosmischen Zusammenhang, von einer kosmischen Urmacht.

Carl Rogers, einer der Väter der modernen Beratungsarbeit und daher für die moderne Sozialarbeit ein überaus wichtiger Autor, schreibt im Vorwort seines Buches "Client Centered Therapy": "Es (= das Buch) handelt...von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum... Es handelt...vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozeß offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist." Das klingt ganz anders, als sich viele wissenschaftliche Beratungsarbeit vorstellen. Und religionsanaloge Sinnbilder zuhauf in diesem zeitgenössischen Buch, das einen "neuen" Hilfeansatz in der sozialen Arbeit begründete. Auch und gerade im wissenschaftlich geübten und kontrollierten Beratungsprozeß geschieht offenbar etwas Unverfügbares.

Daß es im Helfen um Macht und um Machtfragen geht, das demonstriert besonders anschaulich die jahrtausendealte Hilfeform des Exorzismus. Er ist ein Macht-Kampf, er entspricht der Logik der homöopathischen Magie: Gleiches mit grundsätzlich Gleichem bekämpfen. Macht um Gegenmacht! Der Kranke, der Hilfebedürftige, ist ein Kampfplatz. Der Exorzist hat von Zeit zu Zeit die besseren Machtworte und vertreibt die Mächte, die Herrschaft über einen Menschen gewonnen hatten, von denen dieser in Besitz genommen war, "besessen" war. Das klärt dann auch in der Öffentlichkeit die Machtverhältnisse.

Dr. Silkworth, einer der Theorie-Väter der Anonymen Alkoholiker, hatte eine Besessenheitstheorie des

Alkoholismus, und das 12-Schritte-System der Anonymen Alkoholiker ist die nur leicht abgewandelte Fassung eines pietistischen Beicht- und Buß-systems.

Unbestreitbar, daß die Machtfrage auch heute zum Sinnbild des Helfens gehört. Die Versuchung zur Macht ist eine Gefährdung für Helfer und Hilfebedürftige. Daher lernen angehende Sozialarbeiterinnen und -arbeiter Methoden der Selbstüberprüfung. Unter dem Deckmantel von Liebe und Fürsorge schleicht sich Herrschaft nämlich nicht gerade selten ein.

Das alte Modell der heilenden Kraftübertragung hat aber auch unbestreitbar positive Aspekte. Dietrich von Oppen schrieb einmal, die Sozialarbeit müsse sich bewußt sein, daß in ihrem Vollzug "a u c h Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise... Man kann das neue soziale Handeln gerade als Macht weckendes Handeln bezeichnen". Sozialarbeit als eine zeitgemäße Form der Machtteilung, der Ermächtigung von Menschen, die sich selber nicht mehr helfen konnten! Sicher nicht zufällig heißt einer der modernsten Ansätze der Sozialarbeit "Empowerment", Ermächtigung (z.B. bei N. Herriger).

Sozialarbeit: das ist ein großer, alter und jetzt immer breiter werdender Traditionsstrom, der ständig neue Seitenarme bildet, der aber noch vieles mittransportiert -sichtbar und unter der Oberfläche - aus den weit entfernten Quellgebieten.

Zweite Feststellung: Jede Gesellschaft muß das Problem des Helfens verlässlich lösen, sonst würde sie erheblich destabilisiert.

Das ist eine These des Soziologen Niklas Luhmann. Er hat sie an drei Gesellschaftsformationen überprüft: an archaischen, hochkultivierten und modernen Gesellschaften. Wenn eine Lebensform, eine Vergemeinschaftungsweise, insgesamt krisenhaft wurde und sich grundlegend veränderte, veränderten sich die Grundmuster des Helfens.

In archaischen Gesellschaften, urchinlichen Verwandtschaftsgesellschaften mit einfacher Arbeitsteiligkeit, ist Helfen demnach eine Sache auf Gegenseitigkeit, folgt reziproker Logik. Wenn ein Stamm oder ein einzelner helfen k a n n, m u ß er helfen, kann dann aber auch vom Unterstützten G e g e n l e i s t u n g e n erwarten: wirtschaftliche Gegenleistungen, Arbeitskraft, Hilfe bei Fehden. Zum Helfen gehört die Erwartung von Dankbarkeit. Wenn einer nicht helfen kann, wird auch nicht erwartet, daß er's tut. Wenn er aber helfen könnte und tut es nicht, fällt er aus der Sozial-ordnung heraus, aus dem Lebenszusammenhang, wird zum Sünder des Systems.

Das wäre die Struktur der ursprünglichen Solidarethik. Wenn einer aus der grundsätzlichen Gleichheit dieser wenig differenzierten Lebensform geraten ist - etwa durch Jagdpech, Ernteauffälle oder kriegerische Überfälle -, dann müssen die anderen ihn möglichst bald wieder gleichmachen. Das ist der eigentliche Sinn des Helfens. Dieser Sinn findet sich z.B. noch in der alten israelitischen Sozialgesetzgebung: wenn einer aus der Gleichheit herausfällt, etwa in Schuldklaverei gerät, soll er nach geraumer Zeit wieder herauskommen können, ausgelöst werden, den anderen wieder gleich werden.

Vielleicht läßt sich überhaupt am Beispiel des Alten Testaments ganz gut zeigen, was aus dieser Hilfelogik wird, als aus einer Stämme-gesellschaft eine Hochkultur wird mit Staatenbildung, Königtum, zentraler Verwaltung mit beamtenähnlichen Vasallen, zentralem Heer, zentralem Kult, Einführung der Geldwirtschaft und des Steuerwesens, um das Ganze zu finanzieren.

Aber das Abgabensystem schafft auch soziale Differenzierung, Ungleichheit. Viele verarmen, überschulden sich, und keiner macht sie mehr den andern gleich. Andere werden auf Kosten anderer reich. Die Propheten Amos, Jesaja oder Micha beklagen den Zerfall der alten Solidarethik, sie kritisieren, daß Menschen ohne Landbesitz, asylsuchende Fremdlinge, Witwen und Waisen umfassend benachteiligt werden. Mit der Gleichheit verkam das Recht. Und damit werde, so die zornigen Gottesmänner, die gerechte göttliche Weltordnung diskreditiert. Die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen vor Gott zog nun keinen Sozialausgleich mehr nach sich. Was die Appelle an die Reichen erreichen konnten, war, daß sie freiwillig etwas für die Armen abgeben. Die Almosenpraxis war die kleinere religiöse Lösung des Armutsproblems angesichts völlig veränderter Lebensbedingungen.

In dieser Logik wird Armenhilfe zur "guten Tat", Helfen wird zur anerkannten Tugend. Und die Religion konnte durchaus einen gewissen Druck auf die Reichen ausüben. Bis an den Rand der Neuzeit waren Predigten oder Katechesen über Mt 25 diesbezüglich recht leistungsfähig: den Armen zu helfen, hilft einem im Gericht.

Dein Schicksal, du Reicher, hängt nolens volens doch mit dem der Armen zusammen. Das System war aus heutiger Sicht sicher nicht sozial optimal, aber es hielt wenigstens an, über Zusammenhänge nachzudenken. Und solange Menschen religiös fundiert waren, war es ein starkes Argument, daß mein Heil in Zeit und

Ewigkeit von den Armen abhängt.

In dieser Armenhilfelogik muß ich nicht mehr helfen - wie in den archaischen Gesellschaften; aber ich soll helfen. Wer die Hilfe verweigerte, obwohl er hätte helfen können, wurde nicht mehr ausgestoßen, aber sehr wohl ethisch und religiös verpönt. Es war nurmehr ein moralischer Druck da. Er war über viele Jahrhunderte recht und schlecht wirksam, brachte z.T. Großes zustande und war oft hilflos, etwa angesichts mittelalterlicher Pauperismuswellen. Die soziale Gleichheit stellte solches Helfen nicht mehr her.

Charakteristisch für die Hochkulturen ist übrigens noch, daß in ihnen die ersten *Hilfeprofessionen* entstehen, z.B. Heiler, Pfleger, Ärzte, oder im christlichen Sozialzusammenhang spezialisierte gemeindliche Dienste, z.B. Diakone, Menschen, die planvolle Hilfeprozesse im Gemeinwesen zu organisieren hatten. Die antiken Ärzte z.B. halfen ohne familiäres Interesse am Hilfebedürftigen. Sie erwarteten auch nicht Dankbarkeit und die Bereitschaft zu einer sozialen Gegenleistung bei eigener Hilfebedürftigkeit. Das soziale Handeln beruhte nicht mehr, wie in den archaischen Gesellschaften, auf Dankbarkeit. Die Hilfeprofessionen lassen sich bezahlen. Geld wird auch zum Dankbarkeitsäquivalent. Hilfe wird privatisiert, spezialisiert, professionalisiert und honoriert. Jede Gesellschaft entfaltet mit einem Bild des Hilfebedürftigen auch ein Bild vom Helfer.

Helfen wird mit der Entstehung der alten Hochkulturen und bis ins 18./19. Jh. hin Folge einer sozialen Differenz und wird regelrecht Ausdruck eines sozialen Gefälles. Hilfe muß man sich leisten können. Adlige geben einen Teil ihres Vermögens, manchmal sogar ihr ganzes Vermögen, in eine wohltätige Stiftung. Menschen, die es sich leisten können, tun sich zusammen, um Menschen zu helfen, die sich nicht helfen können. Das ist die Logik noch der ersten bürgerlichen Hilfe- und Rettungsvereine, die im letzten Jahrhundert vor allem aus religiösem Engagement entstehen. Armut ist noch kein Thema des Staates, sondern Anliegen engagierter Bürger.

Im modernen Sozialstaat, wie er in Deutschland mit der kaiserlichen Sozialgesetzgebung begann, sollte der Arme kein almosenempfangender Untertan mehr sein, sondern ein Bürger in Not, der - und das war das eigentlich Neue - nicht mehr auf Freiwilligkeit und Beliebigkeit der Helfer oder helfender Gruppen und deren soziale Motivation angewiesen sein sollte, sondern der nun einen Rechtsanspruch auf Hilfe hatte. In der Logik des modernen Sozialstaats sollte keiner mehr Bittsteller sein; umgekehrt war man als Nicht-Armer entlastet: ich muß fortan nicht mehr meines Bruders Hüter sein, denn ich bezahle ja meine Steuern und Abgaben, mit denen der Sozialstaat zu helfen hat. Er tat dies fortan durch "organisierte Sozialsysteme", die Hilfe als erwartbare und abrufbare Leistung vorzuhalten haben. Jeder Notlage entspricht eine organisierte Hilfsstruktur. Für verschiedene Problemgruppen gibt es verschiedene Spezialisten und Programme. Organisierte Hilfe wird erheblich effektiver, aber z.T. auch neutralisiert, relativ unabhängiger von Motivationen. Wer in einem helfenden Beruf einen Arbeitsvertrag hat, hat zu helfen, ob ihm danach zumute ist oder nicht. Luhmann schreibt über die Problematik modernen Helfens: "Die Vermutung besteht, daß jedem Hilfsproblem eine zuständige Stelle entspricht, und daß jemand Hilfe eigentlich nur noch braucht, um diese Stelle zu finden. Nächstenliebe nimmt dann die Form einer Verweisung an."

In großen Linien scheint sich die These zu bestätigen: jede profiliertere Gesellschaftsformation schafft sich eine eigene, zu ihr passende Hilfelogik; aber die voraus-gehenden Motive verschwinden nicht ganz, sondern verwickeln sich in die neuen Intentionen.

Dritte Feststellung: Die ideellen Wurzeln moderner sozialer Arbeit sind unterschiedliche christliche Traditionen, das humanistisch geprägte, mittelalterliche, städtische Gemeinwesen-Lebensgefühl, der wissenschaftliche Rationalismus, vor allem in seiner Einwirkung auf die Medizin, und freiheitlich-demokratische Grundwerte der französischen und amerikanischen Revolutionen.

Das ist schon ziemlich faszinierend zu sehen: in unserer christlich-abendländischen Kultur waren auch die religiösen Hilfegründe nie ganz dieselben.

Die frühesten Berichte zeigen: die ersten Christen leben diakonisch. Sie sind bekümmert über das Elend und kümmern sich. Sie sagen nicht: Keine Arbeit, kein Geld, keine Wohnung... das ist doch deren eigene Angelegenheit!, sondern: wo einer leidet, da leiden wir alle mit. Deine Beschädigung beschädigt auch mich, deine Verletzung verletzt mich mit und tut auch mir weh. Nicht zuletzt diese Lebensform macht die Ausstrahlung des frühen Christentums aus: für Arme, für Sklaven, für die rechtlosen Frauen. Diese Schwachen, sie bilden den Kern jener Gemeinden, denen dann alle Macht der Cäsaren nichts wird anhaben können. Es war keineswegs nur die Predigt, aus der die frühe Kirche erwuchs. Auch Diakonie machte Kirche, wie die frühkirchengeschichtliche Forschung zeigt.

Die ersten Christen hatten noch dieses ominöse "...wie dich selbst" im Ohr. Man ist es nicht nur anderen schuldig, ihnen zu helfen: man ist es vor allem auch sich selbst schuldig - um nicht allzu weit hinter den gottgegebenen Gaben zurückzubleiben, um nicht zu sehr unter den eigenen Möglichkeiten zu bleiben, dem

eigentlich Menschenmöglichen.

Und dazu dieses "Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan"! Helfen ist ein Handeln wie an Christus. Aus dem Antlitz des notleidenden Menschen sieht mich der leidende Christus an. Die Hungrigen speisen und tränken, die Nackten kleiden, die Einsamen und Gefangenen besuchen: derlei ist nicht nur menschendienlich, sondern auch Gottes-Dienst. Im Helfen geschieht selbst etwas zentral Religiöses. Von der heiligen Elisabeth von Thüringen, der frommen Hospizgründerin, ist der Satz überliefert: "Wie gut ist es für uns, daß wir unseren Herrn so baden und kleiden können!"

Überall im christlichen Abendland entstanden Hospize, christliche Häuser, in denen die kaputtesten menschlichen Ruinen mit größter Ehrerbietung empfangen wurden - so, als käme der Herr Jesus selbst zu Besuch; in denen die eiternden Wunden aufopfernd behandelt wurden, als gelte es, die Wunden, die die Welt Jesus geschlagen hatte, an den Ärmsten der Armen quasi wiedergutzumachen. Hilfe kommt in die Nähe des Sinnbildes Wiedergutmachung, Versöhnung. Das gab es mitten in Zeiten, in denen es gang und gäbe war, den geistlichen und weltlichen Herrschaften zu dienen: das Bemühen, den Schwächsten und Geringsten dienlich zu sein. Sich Stärkeren unterzuordnen, ist nichts Besonderes; sich in den Dienst von Schwächeren zu stellen, ist christlich. Die Achtung gerade auch vor dem hilfebedürftigen Menschen: sicher eine selten bedachte Wurzel unserer Sozialordnung. Wo diese Achtung verlorengeht, verlieren wir uns - in einem vorkulturellen Dschungel.

Neben das helfende Handeln wie an Christus tritt schon früh die eigentlich genau umgekehrte Vorstellung: Helfen als ein Handeln wie Christus. Dem andern zum Christus werden: eine frühkirchliche Hilfebegründung, die dann z.B. auch Luther schätzte. Der Rollentausch ist vollzogen. Wahr ist nicht nur, daß mir im hilfeempfangenden Mitmenschen der leidende Christus begegnet, sondern dem Mitmenschen begegnet durch mich, in mir, der Christus, seine Liebe, seine Hilfe. Der andere wird mir zum Christus, ich werde dem andern zum Christus.

In säkularer Form klingt dieser Rollentausch wie bei Gottlieb Guntern, dem für die moderne Beratungsarbeit wichtig gewordenen Schweizer System- und Familientherapeuten: "Der Therapeut spiegelt sich im Gesicht des leidenden Patienten, und im Prozeß des Verstehens und Helfens ist er nicht immer fähig festzustellen, wo die Grenze zwischen Beobachtungsobjekt und Beobachter liegt, oder - anders gesagt - er ist nicht immer fähig, die strukturelle Trennwand zwischen 'du' und 'ich' aufrecht zu erhalten".

Die Gestaltung christlicher Liebe blieb nicht ungefährdet. Offenbar mußten die meisten der Getauften mit einigem Druck zu sozialem Verhalten gebracht werden. Augustinus sagte das so: Die Armen sind die Lastesel für eure Seelen in den Himmel. Füttere deinen Esel! Der heilige Chrysostomos sagte: Gäbe es keine Armen, dann würden viele eurer Sünden nicht erlassen; die Armen sind es, die eure Wunden heilen. Gemeint war: wenn du den Armen dienst, dienst du dir auch selbst, tust etwas für deiner Seelen Seligkeit in Zeit und Ewigkeit. Barmherzigkeit als Himmelsgeschäft, Seelenkommerz.

Luther hielt seinerzeit dagegen: Ich werde durch Gutestun nicht besser. Das ist Werkgerechtigkeit, ein untauglicher Versuch der Selbstheiligung. Umgekehrt sei es: "Wo der Glaube ist gerechtfertiget, so folget gewiß Frucht hernach." Ich soll nicht helfen, um vor Gott gerecht dazustehen, sondern wenn ich vor Gott gerechtfertigt bin, kann ich gar nicht anders, als Liebe zu verströmen.

Seit einigen Jahrzehnten hat die wissenschaftliche Begründung von modernem Helfen zu einer Beschäftigung mit den Hilfemotivationen geführt - und hat eine gnadenlose Entmythologisierung, Entzauberung, des Helfenwollens erbracht. Vieles erinnert an die Argumentation zur Reformationszeit.

So suchen nach H.E. Richter Menschen, die eine soziale Tätigkeit wählen, Kommunikation und eine Vervollständigung ihrer selbst. Nach W.Schmidbauer ist der Helfer häufig ein "verwahrlostes, hungriges Baby hinter einer starken, prächtigen Fassade". Viele Berufshelfer würden krank, weil sie durchs Helfen nicht bekämen, was sie eigentlich suchen - was sie sich aber nicht eingestehen können. Der Helfer will "gebraucht" werden: eine Ersatzerfahrung für Geliebtwerden. In diesem Syndrom darf der eine, dem eigenen überhöhten Ideal zufolge, nicht schwach sein, muß immer nur helfen; und der andere soll nicht stärker und gesünder werden, sonst ginge die Beziehung verloren, von der sein Helfer lebt. Von daher rühre auch eine unbewußte Aggression gegen Menschen, die keine Hilfe brauchen. Der Helfer brauche demnach seinen Hilfebedürftigen im selben Maße wie der Hilfebedürftige seinen Helfer. Helfererwartungen im Schmidbauerschen Buch erinnern an das alte Kirchenväter-Versprechen: Du hast selbst etwas vom Helfen, hilfst dir auch selbst, wenn du für andere da bist.

Die mittelalterlichen Städte in der Mitte Europas knüpften in vielem an Humanismus und reformatorisches Gedankengut an, emanzipierten sich aber auch früh von reformatorischen Sozialtraditionen. Es entstand hier - erstmals in Europa - ein säkulares Gemeinwesen-Gefühl. "Objekt der Fürsorge wurden nur noch die eigenen, die städtischen Armen, die sich durch entsprechende Ausweise kenntlich machen mußten; das Hospital- und Armenwesen wurde wie andere städtische Einrichtungen durchgeplant und effektiviert, und die Armen wurden im Sinne bürgerlicher Vorstellungen zu erziehen, umzuformen, auf den rechten Weg zu bringen versucht" (B.Schneidmüller). Helfen wurde zum In-die-Reihe-Bringen, wurde zu einer bestimmten Form der Einpassung

und der auch durchaus gewaltsamen Einfügung in die allgemeine Zucht und Ordnung. Die vielen Armen und Pflegebedürftigen wurden nicht mehr als Herausforderung an unser Potential an Mitmenschlichkeit angesehen, sondern als Bedrohung des Gemeinwesens. Helfen und Bestrafen rückten nahe zusammen.

Es setzten damals schon vier Entwicklungen ein, die fortan neben den christlichen Vorstellungen herliefen, sie z.T. in den Hintergrund drängten oder sich mit ihnen vermischten:

- die Kommunalisierung der Hilfe,
- die Rationalisierung, die vieles am seitherigen Helfen als Sentimentalität abtat,
- die Bürokratisierung, die die Hilfebedürftigen erfaßte und ordnete,
- und die Pädagogisierung des Helfens.

Es traten Programme zwischen Gefühl und Mensch, zwischen Wahrnehmung und Handeln. Von der Spannung aus diesen neuen Prinzipien und den einfachen Zuwendungsformen der Menschenliebe haben sich Hilfsklima und Helfermoralität bis heute nicht befreit. Und nicht so selten geschah und geschieht es seitdem, daß wir den hilfebedürftigen Menschen nach unserem Bilde, nach unserem Programm, machen. Und auch eine spürbare Spannung zwischen Behörden und Ämtern einerseits und progressiver Sozialarbeit andererseits ist bis heute vorhanden. Nachgehende, in die Tiefe gehende soziale Arbeit stört nicht selten das Verwalten der Armut.

Neben den bisher nachgezeichneten Linien gab es noch andere, bemerkenswerte christliche Hilfemodelle, etwa das Solidarmodell in Bettelorden-Tradition: um Jesu willen dem Armen gleich werden, ein Armer werden. Franziskus: "Wir müssen den Mantel dem Armen zurückgeben, dem er gehört; denn wir haben ihn nur geliehen bekommen, bis wir einen treffen, der ärmer ist als wir". Ein in sich imposanter Versuch, das Gefälle zwischen Hilfebedürftigen und Helfern aufzuheben.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren Heilkunst und Glaube, Medizin und Christentum, noch gemeinsam gegangen. Körper, Seele und Geist sollte in einem geholfen werden. Dann kam es zu einem großen Bruch. Die Medizin schwenkte zur wissenschaftlichen Rationalität über, und die Theologie besann sich dementsprechend wieder auf ihr scheinbar Eigentliches, das Geistliche. Beide blieben fortan dem *ganzen* Menschen einiges schuldig.

Im 19. Jahrhundert schlug im protestantischen Mittel- und Nordeuropa die große Stunde der evangelischen Diakonie. Anknüpfend an urchristliche Vorbilder wurden der Diakon und vor allem die Diakonisse neu erfunden. Und der nahezu sensationelle Erfolg dieses Erzieherinnen- und Krankenpflegerinnen-Modells, der etwa auch einen Neuanfang bei der Arbeit der katholischen Ordensfrauen nach sich zog, hing sicher damit zusammen: diese Diakonissen pflegten nicht nur, sondern sie beteten auch mit und für die Kranken. Sie agierten genau an der Bruchstelle zwischen den helfenden Systemen. Sinn und Funktion fanden in ihrem Handeln wieder zusammen. Sie arbeiteten nicht nur wieder ganzheitlich an der körperlichen und seelischen Heilung, sondern auch an der Heilung der Zerstückelung des Helfens, an seinem Zerfallen in Zuständigkeiten. Helfende Rationalität und Spiritualität waren in ihrem Tun wieder beieinander, neu beieinander.

Das Zusammenbekommen von Sinn und Funktion ist bis heute ein Problem. Am stärksten sinnbedürftig sind Menschen nach wie vor, wenn sie an den Apparaten hängen. Hier ist noch immer viel zu heilen. Die Neuorientierung der Pflegeausbildung auf Fachhochschulebene soll in besonderer Weise wissenschaftliche Pflegekompetenz mit Sinnkompetenz verbinden.

Auch moderne Sozialarbeit ist nicht wertfrei und nicht absichtslos. Die meisten ihrer Arbeitsprinzipien beruhen auf einer Mischung aus christlicher Tradition und freiheitlich-demokratischen Grundwerten, Werten aus der französischen und der amerikanischen Revolution - wie

- > "die Überzeugung von dem immanenten Wert, der Integrität und der Würde des Individuums...",
- > "die Überzeugung, daß der Einzelne, der in wirtschaftlicher, persönlicher und sozialer Notlage ist, das Recht hat, selbst zu bestimmen, welches seine Bedürfnisse sind und wie sie befriedigt werden sollen...",
- > "der Glaube an gleiche Chancen für alle, begrenzt allein durch die angeborenen Fähigkeiten des Individuums...",
- > "die Überzeugung, daß die Rechte des Menschen auf Selbstachtung, Würde, Selbstbestimmung und gleiche Chancen in Beziehung stehen zu seiner sozialen Verantwortung sich selbst gegenüber, gegenüber seiner Familie und seiner Gesellschaft" (W.A.Friedländer).

Dieses Werte- und Motivationspaket wird zum Beispiel in drei Arbeitsprinzipien der Sozialarbeit umgesetzt:

- in das Prinzip des Akzeptierens,
- in das Prinzip der Kommunikation,
- in das Prinzip der Individualisierung (= Verstehen der einzigartigen "Konstellation von Faktoren in der Belastungssituation jedes Klienten" [H.S.Maas]).

Vierte Feststellung: Wirklichkeit definiert soziale Arbeit, und soziale Arbeit definiert Wirklichkeit.

Professionelles Helfen ist nicht einfaches Reagieren auf eine Notlage, auch wenn das zunächst so aussieht: als etwa die mittelalterlichen Seuchen- und Pestepidemien gigantische Ausmaße annahmen, mußten sich die bislang kleindimensionierten Hilfeeinrichtungen aufblähen. Das Mailänder "Lazaretto" war eines der ersten Quarantänelager; dort waren, so wird überliefert, während einer Seuche einmal 16.000 Menschen untergebracht. Helfen kann unter solchen Umständen gar nicht bleiben, was es zuvor war, es verändert sich, indem es sich der Notlage und ihren Dimensionen anpaßt. Das ist die eine Seite der Medaille, und es ist nur zu hoffen, daß die moderne Sozialarbeit auf die neuen Risiken und Grenzsituationen, die sich in modernen Gesellschaften abzeichnen, angemessen reagieren kann:

- es entstehen z.B. sichtlich Armutsschwerpunkte (ich kann es nur an Deutschland festmachen: in der schwäbischen Kleinstadt Nagold gibt es zur Zeit 12% Dauer-arbeitslose; in Essen aber sind es 49%); wo solche Schwerpunkte entstehen, sind sie mit den seitherigen Mitteln nur regionalen Krisenmanagements auf Dauer nicht mehr zu handhaben;
- oder: bei uns beginnt, was in den USA schon seit längerem zu beobachten ist, die Tendenz zur chronischen Unterschichtsbildung, Räume, in denen sich Armut und Gewalt gleichsam fortpflanzen, vererben, aus sich selbst reproduzieren. In Hamburg oder Berlin sind es schon 10% der Einwohner, die dauerhaft von Sozialhilfe leben. Hier müssen viele Teufelskreise durchbrochen werden.
- Die Zahl der Normalbiographien von Kindern und Jugendlichen nimmt rapid ab. Üblich werden schon früh Ausbildungsabbrüche, ständiger Jobwechsel, die Privatisierung sozialer Risiken. Ohne Orientierungshilfen und wirkungsvolle Formen der Nacherziehung durch sozialpädagogische Intervention werden wir bald vor einem sozialen Scherbenhaufen stehen.
- Eineinhalb Millionen Haushalte (nicht Personen, sondern Haushalte) sind stark überschuldet. Die Schuldnerberatung ist eines der modernsten und meistfrequentierten Angebote der Sozialarbeit.

Genau an diesem Beispiel will ich nun die andere Seite der Medaille veranschaulichen. Die Sozialarbeit hat, als die Überschuldungserscheinungen stark zunahmten, reagiert: sie hat die Schuldnerberatung als neues Arbeitsfeld erfunden. Das war tatsächlich eine prompte Reaktion, die für die Flexibilität der Sozialarbeit spricht. Und der Schuldnerberatungsbedarf wächst und wächst.

Was passiert da so massenhaft ? Die Form der Kreditsicherung durch die Geldinstitute erfolgt über das zukünftige Einkommen eines Kreditnehmers und stellt ein betriebswirtschaftlich kalkuliertes Risiko dar. Das Risiko des totalen Kreditausfalls trifft die Bank, tritt aber höchst selten ein und ist dann über Wertberichtigungen sozialisierbar; das weitaus häufigere Risiko des Zahlungsverzugs - mit der Folge einer oft langjährigen Art von Schuldnechtschaft - trifft vor allem den Kreditnehmer, während es die Gläubiger in der Gestaltung ihrer Konditionen bereits berücksichtigen. Unseren Banken sitzt angesichts solch ungleicher Risikoverteilung das Geld locker. Sozialisierbares Restrisiko hier - individuelles Totalrisiko dort. Ein ungleiches Spiel, ein ungutes Gesellschaftsspiel. Und die Sozialarbeit spielt mit. Indem sie hilft, verfestigt sie die Verursachungspraxis. Es wird keiner ernsthaft die Kreditvergabepraxis ändern, wenn die Sozialarbeit auf Kosten der Allgemeinheit die Konsequenzen abmildert, die Härte abfedert, das Problem sozialverträglich macht.

Mit dem Reagieren auf neu entstehende Notlagen ist es also tatsächlich so eine Sache, Sozialarbeit ist ebenso sehr Reaktion auf wie Miterschaffung von Realitäten.

An einem extremen Beispiel will ich die Wirklichkeitserschaffende Tendenz sozialer Arbeit veranschaulichen. Seit die Thanatologin Elisabeth Kübler-Ross 5 Sterbephasen beobachtete und beschrieb, hat sich diese Konzeption durchgesetzt und wird an Hochschulen und Fachhochschulen gelehrt: an Pflegenden oder andere professionelle Sterbegleiterinnen und -begleiter. Das heißt aber, seitdem wird in Krankenhäusern und Altenheimen fast nur noch nach diesem Modell gestorben. Eine sublimale Art der Todeskontrolle!

Manche Konzeptionen sagen ebensoviel oder mehr über die Helfer aus als über die Hilfebedürftigkeit. Das heißt: wie Hilfebedürftigkeit aussieht und sich darstellt, liegt manchmal am Hilfeprogramm. Auch schon die soziale Wahrnehmung ist manchmal programmgesteuert. Das berührt unmittelbar die nächste Feststellung.

Fünfte Feststellung: Die Verwissenschaftlichung des Helfens ist ebenso notwendig wie notvoll.

Die Verwissenschaftlichung ist in einer modernen Gesellschaft gar nicht zu umgehen, wirft aber eine Fülle von Fragen auf, die noch nicht beantwortet sind, die vielleicht auch gar nicht zu beantworten sind. Klar ist eigentlich nur, daß angesichts immer komplizierter werdender Leistungsanforderungen in sozialen Einrichtungen und Initiativen gut ausgebildete, gebildete Menschen gebraucht werden.

Es ist noch gar nicht allzu lange her, da dachte man, der Mensch sei so etwas wie ein Uhrwerk; entsprechend waren die Hilfen: von der z.T. auch frommen Rhythmisierung und Ordnung des Lebens bis hin zur uhrzeigerähnlichen Treitmühle, mit der Jeremy Bentham die besonders hartnäckigen Besserungsverweigerer

beglückte. Später, in der Zeit der ersten Dampfmaschinen, dachte man, der Mensch sei eine Art Wärmemaschine mit Energiezufuhr und -abfuhr. Schrenk schreibt in seinem Buch über den damaligen Umgang mit Geisteskranken: "Ein psychiatrischer Behandlungsraum muß einer kleinen Fabrikhalle gegliedert haben mit Rädern, Riemen, Transmission, Gestänge, Achsen, Kurbeln und anderen Erfindungen der Ingenieur-Psychiatrie". Heute haben wir ein kybernetisches Menschenmodell, ein autopoietisches, selbststeuerndes; nach gegenwärtiger Einsicht sind wir Wesen, die unentwegt mit ihrer Umwelt Zeit, Materie, Energie, Information austauschen; so wirken wir auf das uns Umgebende ein, und so wirkt dann das uns Umgebende wieder auf uns zurück. Uns begegnet in allem auch etwas Vertrautes, ein Stück unserer gemeinsamen Geschichte, der Geschichte der Person-Umwelt-Transaktion. Es gibt offenbar eine Beeinflussung der Entwicklung durch den Sich-Entwickelnden. Die Entwicklung eines Menschen ist ein ständiger, auch sich ständig neu bildender Kompromiß zwischen Eigendynamik und Fremdbestimmung.

Damit sind in der augenblicklichen Sozialarbeit die einfachen Ursache-Wirkungs-Modelle passe - in der Art: dies liegt hieran, jenes daran, und man muß nur des tun, dann geschieht jenes. In einer Zeit, in der immer mehr Menschen angesichts wachsender gesellschaftlicher Komplikationen von der Sozialarbeit eine Art soziale Problemlösung erwarten, kann Sozialarbeit gerade damit nicht dienen. Moderne Sozialarbeit sieht den Menschen in seinem Zusammenhang. Und je weiter gediehen die Wissenschaften sind und je wissenschaftlicher Sozialarbeit ist, desto komplizierter ist die Folie, die sie über die Wirklichkeit breitet, um sie besser lesen zu können. Die Arbeitsansätze werden systemischer, komplexer, weil viele Wirkungen und Einwirkungen zu berücksichtigen sind. Die Bearbeitung und Lenkung komplizierter Prozesse braucht Zeit, die die Gesellschaft oft nicht mehr hat.

Die Verwissenschaftlichung schafft ein Mengenproblem, das zugleich ein Orientierungsproblem ist: nach einer neueren amerikanischen Statistik gibt es zur Zeit mehr als 4.000 psychotherapeutische Schulen (einschließlich der gruppenpsychotherapeutischen).

Wir wissen also heutzutage, daß Problemkonstellationen komplex sind, daß sie daher **nicht nur** durch Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Recht, Betriebswirtschaft, Theologie usw. zu lösen sind, **aber auch** durch Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Recht, Betriebswirtschaft, Theologie usw., am besten von **alem** etwas. Aber **welche** Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Recht, Betriebswirtschaft, Theologie usw.? Es gibt von allem soviel. Was der Sozialarbeiter lernt, ist von Beliebigkeiten und Zufälligkeiten abhängig - nämlich von der Prägung seiner Professorinnen und Professoren. Jeder vernünftige Sozialarbeiter weiß um die Ausschnitthaftigkeit seines Arbeitsansatzes, wird mit Sicherheit nicht einem Allmachtswahn verfallen.

Um zu entscheiden, welche Pädagogik zu welcher Psychologie paßt, welche Soziologie zu welcher Theologie usw., müßte man etwas über Kompatibilität wissen, über strukturelle Paßformen. Man müßte wissenschaftstheoretisch denken können. Aber die Wissenschaften haben noch keine verbindliche Wissenschaftstheorie entwickelt. Also kommt es in der Regel zu eher persönlichen Konzeptionen: was sich mit der eigenen Person am besten verbindet, wird zur handlungsleitenden Theorie.

Ungeklärt ist auch noch die Frage, ob es eine autonome Sozialarbeitswissenschaft geben muß, die als Wissenschaft etwas ganz Eigenes darstellt - mit eigenem Theorie- und Methodenpotential, oder ob man es wie Christoph Sachße halten kann, der einer der ganz Profilierten in der deutschen Sozialarbeit ist und die Fächerkonkurrenz in einem nicht unbedingt zu verbindenden Angebotsbereich befürwortet: "Unterschiedliche Teildisziplinen konkurrieren, die jede ihr eigenes Recht haben und von denen keine ein Monopol oder auch nur eine klare Dominanz beanspruchen kann. Dieser Mangel an disziplinärer Geschlossenheit hat zugleich den Vorteil der Offenheit für neue Ansätze und Perspektiven. Die Chancen und Entwicklungsperspektiven in der wissenschaftlichen Sozialarbeit/Sozialpädagogik... bestehen im Aushalten von Heterogenität und Vielfalt sowie in der Bereitschaft wechselseitiger Kooperation und Rezeption der beteiligten Forschungseinrichtungen". Das Zitat ist aus dem Jahr 1995, zeigt also, wie offen die Diskussionslage ist.

Wenn dieses Votum plausibel ist, käme es im wesentlichen auf die wissenschaftspolitische Entscheidung an, welche Disziplinen man grundsätzlich in dem Angebotsfeld für potentielle Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter plazierte. Oder es gibt Kompromißformeln von einem Sowohl/Als-auch. Ilse Artl, eine der profiliertesten in der österreichischen Sozialarbeit (sie war die Gründerin der "Vereinigten Fachkurse für Volkspflege" in Wien), propagierte eine Fürsorgewissenschaft, die zum einen aus einer eigenständigen Armutsforschung als einer Grundwissenschaft besteht, zum anderen aus einem Angebot aus "Medizin, Hygiene, Pädagogik, Psychologie, Jurisprudenz"; diese Fächer, davon ist sie überzeugt, "werden zu voller Auswirkung kommen, wenn die Grundwissenschaft, die Lehre von der Armut und ihrer Behebung, aufgebaut ist".

Es gibt natürlich einen Zusammenhang zwischen diesen vielen offenen Fragen und der Verortung der Disziplin Sozialarbeit. In Deutschland schieden sich von Anfang an die Geister. Alice Salomon meinte, die Universitäten

dienten "der reinen Wissenschaft...." und "nicht unmittelbar der Vorbereitung zum Handeln". Sie votierte für autonome Soziale Akademien oder für spezielle Frauenschulen. Die Männer aus der Sozialpädagogik, die sich um Carl Mennicke scharten, votierten für ein Universitätsstudium. Die Diskussion hatte also unter anderem einen geschlechtsspezifischen Aspekt!

Es gab auch einen wirtschaftlichen. Die kommunalen Spitzenverbände, die potentiellen Anstellungsträger von Sozialarbeit, votierten für eine Fachhochschulausbildung, weil ihnen Universitätsausgebildete zu teuer geworden wären und sie unter diesen Umständen mit manchen Angeboten an sozialer Arbeit gar nicht erst angefangen hätten.

Hinzu kam, daß Kultus- und Sozialpolitiker vor der Struktur der deutschen Universität resignierten: sie hielten sie selbst hinsichtlich einer additiven Interdisziplinarität für nicht reformfähig. Die etablierten Uni-Disziplinen zeigten ein erhebliches Beharrungsvermögen. So konnte z.B. keine Einigung über die Fachanbindung erzielt werden: müßte Sozialarbeit eher an die Pädagogik oder an die Soziologie angebunden werden? (Es mag jetzt merkwürdig klingen, aber de facto hat sich die Sozialarbeit am offensichtlichsten an die Medizin angeschlossen; der klassische methodische Ablauf sozialarbeiterischer Intervention hat folgende Schritte: Anamnese [Beobachtung und Registrierung abweichenden Verhaltens des Klienten], psychosoziale Diagnose, Aufstellen und Durchführen eines sog. Behandlungsplans, schließlich die Sozialtherapie. Die Sozialarbeit suchte offenbar Handlungssicherheit durch die Orientierung an medizinischen Paradigmen). Der Stoßseufzer eines Kultusministers aus jener Zeit ist überliefert: wenn er eine Reformuniversität wolle, müsse er eine neue gründen. Also: Fachhochschule!

Wegen all des Gesagten ist, das sei noch erwähnt, die Ethik in der Sozialarbeiterausbildung so wichtig: damit die vielen anbrandenden Wissenschaften nicht in ein tiefes Loch fallen. Da muß etwas Substantielles sein, auf das sie stoßen. Nach unseren Untersuchungen in Hessen haben Absolventinnen und Absolventen mit einer ethischen Fundierung im Studium eindeutig bessere Anstellungschancen. Moderne Arbeitgeber suchen wieder vermehrt nach sinnsicherem und ethisch kompetentem Personal.

Sechste Feststellung: Die europäische Integration nötigt zur Akademisierung, aber auch zur Ökonomisierung der Sozialarbeit.

Europa fordert die Vergleichbarkeit und Konkurrenzfähigkeit sowohl sozialarbeiterischer als auch pflegerischer Berufsbilder. Die berufliche Freizügigkeit läßt es mittelfristig gewiß auch zu einer Migration sozialer Berufe kommen. Und da haben andere höhere Bildungsabschlüsse, als sie in Österreich bislang üblich sind. Europa bedeutet überhaupt - und so auch im sozialen Bereich: Mehr Markt, mehr Säkularität.

Die Europäische Union ist im wesentlichen eine Wirtschafts-Union, in deren Programmen der freie Verkehr von Waren, Dienstleistungen, Kapital und Arbeitnehmern alle anderen möglichen Aspekte des Lebens dominiert; die bislang einzig akkreditierte Sozialtheorie, die Idee der Economie Sociale (EG-Dokument SEK (89) - 2187 endg./BR-Drucks. 33/90 12.190), "kehrt sozusagen alle Bereiche staats- oder wohlfahrtsnaher Produkte und Dienstleistungen unter die Marktgesetze" (Bernd-Otto Kuper, 1992); die Spaltungen von sozialen Einrichtungen in einen wirtschaftlichen und einen Idealverein entsprechen in etwa dieser Logik. Das ist eine neue Entwicklung in Deutschland: altehrwürdige Einrichtungen der Wohlfahrtspflege ändern zuhauf ihre Rechtsform; waren sie bislang gemeinnützige Vereine (d.h., zwar steuerlich begünstigt, aber ohne die Möglichkeit, Gewinne abzuschöpfen und Rücklage-Kapital zu bilden), so trennen sie jetzt ihre Organisationsteile: diejenigen, mit denen Geld zu machen ist, von denjenigen, die weiterhin gemeinnützig bleiben, mit denen kein Geschäft zu machen ist. In einem Bereich bleibt man "ideell", im andern wird gewirtschaftet, was das Zeug hält.

In Bonn hat man schnell reagiert, denn die Zeit war günstig, konnte man doch das neue wirtschaftliche Modell gut mit den geplanten Pflegeregelungen verbinden. Im letzten Jahr wurden 2 Paragraphen (93 f) im Bundessozialhilfegesetz geändert, die das seitherige Bedarfsdeckungssystem abschaffen und nun das ganze Feld der sozialen Hilfen unter Marktgesetze stellen. Aus Anbietern werden Marktkonkurrenten. Aus Hilfeeinrichtungen werden Service-Unternehmen. Aus Patienten und Klienten werden Kunden. Sozialarbeit wird ein eigenständiger Wirtschaftsfaktor.

Der Sturm auf den Sozialkunden ist freigegeben. Die industriell-wirtschaftliche Marktlogik hat nun die letzte Bastion gestürmt. Das war nicht schwer, denn die Tore waren politisch weit aufgestoßen. Aus naheliegenden Motiven. Deregulierung, Privatisierung und der sog. freie Markt erlauben dem Staat Rückzüge aus der finan-ziellen Verantwortung. Soziale Arbeit muß sich mehr und mehr selbst kommerzialisieren, wird zur Konkurrenzsozialarbeit, die sich auf umkämpften Märkten behaupten können muß.

Der Markt wird als Reich der Freiheit hochstilisiert, die Privatisierung sozialer Sorge wird wie ein Licht der Befreiung illuminiert. Da ich auch den anderen Märkten schon nicht glaube, daß dort der Kunde König ist, weil

ich in Kunden Opfer z.T. recht gewaltsamer Marktstrategien sehe und weil alle Märkte ihre Marktversager produzieren: darum sehe ich diese Entwicklung mit gemischten Gefühlen.

Die Idee der *Economie sociale* ist im Europäischen Vereinsrecht kodifiziert; auch dieses ist ein Dokument eines tiefgreifenden und säkularen Wandels, und es wird nach Expertenmeinung alsbald wohl doch zu "Angleichungsprozessen der sozialen Versorgungssysteme in Europa" (Hubert Oppl) führen.

Nach dem Urteil des Europäischen Gerichtshofes von 1991 sind Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, sofern sie anderen gewerblichen Tätigkeiten, also z.B. im Dienstleistungsbereich, vergleichbar sind, Teile des Wirtschaftslebens. Auch kirchliche Sozialarbeit wird zunehmend unter den Druck geraten, zum Teil eines rein an wirtschaftlichen Maßgaben orientierten Marktgeschehens zu werden. Daß auch das o.g., von der EG-Kommission erarbeitete Europäische Vereinsstatut eindeutig auf Wirtschaftsvereine zugeschnitten ist, komplettiert das Bild. Es wird ein transnationales Vereinswesen geben, grenzüberschreitende Aktivitäten sind gewollt. Die sozialen Anbieter werden unter marktwirtschaftlichen Bedingungen grenzüberschreitend tätig sein können.

Die Dominanz von Wettbewerb und Privatwirtschaft tangiert Ethik, Arbeitsnormen, Arbeitschancen u.a.m. sozialer Berufsgruppen: diese arbeiten zunehmend als Anbieter unter Anbietern, unter dem Damoklesschwert des innereuropäischen Preis-Leistungsvergleichs. Auf gleichem Staatsgebiet werden sog. "französische", "deutsche", "italienische", "britische" u.a. soziale Service-Angebote nebeneinander existieren.

Die neue soziale Wirtschaftlichkeit birgt auch eine Chance: sie nötigt dazu, "sich selber und seine Arbeit zu definieren, zu beschreiben und zu begrenzen" (Rückert, 1994), sein Profil zu klären und seine besonderen Standards zu definieren (was der Sozialarbeit bei bisheriger guter Finanzierung weithin erspart blieb). Unter Standards wäre z.B. zu verstehen, das große Ethos sozusagen herunterzurechnen auf die vielen kleinen Standardsituationen: Was heißt denn "Menschenwürde" beim Essensservieren im Krankenhaus, bei der Intimpflege von Dementen usw.? Vor allem ein neues Nachdenken über **Effizienz und Ethik** ist angestoßen - und dieses Nachdenken tut manchen eingefahrenen Sozialeinrichtungen auch gut. Und auch der Sozialarbeitslehre.

Soviel zum Thema Kommerzialisierung. Nach ersten Eindrücken drückt sie die Qualität. Es kann aber noch keiner wirklich sagen, wohin das führen wird.

Siebte und letzte Feststellung: Im späten Einstieg in das Fachhochschul-System liegen Chancen.

Die Pflegeberufe bilden im Blick auf ihre Akademisierung auch in Deutschland die Nachhut, gemessen an den anderen Sozialberufen, hinken diesbezüglich ein Viertel-jahrhundert hinterher. Dafür erfolgt die Akademisierung jetzt gleich doppelt: sowohl auf Universitäts- als auch auf Fachhochschulebene. Es gibt studienzentrierte und berufsbegleitende, auch regelrecht berufsintegrierte Modelle. Inhaltlich wird häufig an angelsächsische Pflegeforschung angeknüpft; die Neuakzentuierungen schälen sich bereits heraus: es geht um die aktivere Beteiligung der Patienten an Heilung, um ein modifiziertes, von einseitiger Medizinerorientiertheit Abstand nehmendes Krankheitsverständnis, um Milderung der strukturellen Gewalt von Krankenhausmustern; um neue Pflegetechniken, Qualitätssicherung, Pflegeplanung, Pflegedokumentation; es gibt neue Bezugswissenschaften für die Pflege, z.B. die Pädagogik.

Die im europäischen Maßstab relativ späte Installierung von sozialarbeiterischen Fachhochschulstudiengängen in Österreich hat sicher auch ihr Gutes. Es kann aus Erfahrungen, die andernorts gemacht wurden, gelernt werden, und einige Fehler können vermieden werden. Das ist z.B. ein Plus der Fachhochschulen in den neuen deutschen Bundesländern, die relativ frei vom Ballast der deutschen Professionalisierungsgeschichte sind.

Nach der Unterbrechung der deutschen Sozialberufsentwicklung und der traditionellen Ausbildungsgänge durch das Hitler-Regime bestand ein erheblicher Nachholbedarf an sozialen und verhaltenswissenschaftlichen Kenntnissen, und diese wurden zusammen mit Ideen und Methoden des amerikanischen Social work relativ unreflektiert übernommen. "Unter Vernachlässigung der gesellschaftlichen und sozialen Perspektive von Armut und Hilflosigkeit, jedoch ausgestattet mit einem der eigenen Tradition fremden Methodenverständnis (Casework, Groupwork, Community Organization) begann ein neuer Versuch der Professionalisierung in der Bundesrepublik" (M.Schol, 1980). Die amerikanischen Social work-Prämissen waren ziemlich optimistisch, entsprochen auch eher dem Wildwuchs des amerikanischen Sozialsystems, taten sich schwer in den gesetzlich und amtlich klar geregelten bundesrepublikanischen Verhältnissen. Es dauerte eine Weile, bis neuerliche eigene Sozialgrundlagenforschung wiedereinsetzte. Auch das erwähnte spätere Anknüpfen an eigentlich medizinische Muster wird weithin als überholungsbedürftig angesehen. Es hat zum einen den Krankheitsbegriff über Gebühr strapaziert (ich nenne als Beispiel Vorstellungen wie die von der "Krankheit der mißlungenen Sozialisation"), zum andern ein therapeutisches Sozialarbeiter-Selbstverständnis gefördert, das sich mit den Anforderungen an den Beruf nicht unbedingt deckt.

In Ergänzung und Erweiterung der klassischen Ansätze, aber auch aufgrund von Neuansätzen gibt es zur Zeit einige hochinteressante Konzeptionen, wie gesagt: vor allem auch an unseren neuen Fachhochschulen verortet, das Modell von den freiwilligen Unterstützungsnetzen unter sozialarbeiterischer Koordination, die Konzeption von Sozialarbeit als Unterstützungsmanagement, das Kontraktmanagement, Agenturmodelle sozialer Arbeit, genossenschaftsähnliche Sozialarbeit u.a.m.

Humanität in Form von Sozialarbeit: wie gesagt, immer auf der Suche nach ihrer angemessenen Gestaltung. Zur Zeit ist sie wieder einmal fündig geworden - und bindet sich wieder stärker zurück an ihren sozialen Ursprung. Ein guter Zeitpunkt, um an die Forschungslage anzuknüpfen und eine neue, eigene Tradition zu bilden!

Ich kann Sie nur ermutigen. Hinzu kommt: die Europäische Union finanziert Begegnungs- und Austauschprogramme zwischen Fachhochschulen für Sozialwesen und Pflegewissenschaft; es wird Zeit, daß ein solcher horizont- und methodenerweiternder Austausch zwischen uns zustandekommt; es wird Zeit, daß österreichische Autorinnen und Autoren in sozialarbeiterischer Fachliteratur vorkommen.

Wozu ich nur raten kann: denken Sie bald auch nach über geeignete Nachqualifizierungsmöglichkeiten für seitherige Sozialberufler, auf Sozial- oder Berufsakademieebene oder durch Nachqualifizierungskurse, Externenstudiengänge oder Quereinstiegsmöglichkeiten an der FH; denn ein zu starkes Sozialgefälle innerhalb sozialer Berufe, ein sozialarbeiterisches Zweiklassenmodell, ist dem Arbeitsklima vor Ort wenig bekömmlich.

Da ich häufiger in Feldkirchen, diesem schönen Stück Welt bin, werde ich mit Interesse beobachten, ob und wie die Fachhochschule diese Stadt verändert. Da Studierende aus sozialen Fachbereichen Anschauungs-, Anwendungs- und Praktikumsfelder möglichst in der Nähe zum Studienort brauchen, wird sich die Präsenz der FH in der Sozialstruktur gewiß auswirken. Und anderweitig auch. Und dann werden eines Tages Grundlagen- und Forschungsarbeiten erscheinen, die in der Fachwelt Aufsehen erregen, und man wird sagen: Die Qualität ist doch kein Wunder, das ist die Kärntner Schule, das Feldkirchener Diplom.

Ich wünsche dieser Stadt und ihrem großen Vorhaben Glück.

DAS SOZIALE EHREN-AMT

Eine Hochkonjunktur, ihre Gründe und Formen

Referat beim Paritätischen Wohlfahrtsverband Darmstadt, 2001

"Ehrenamt": ich verwende das Wort teils distanziert, teils aus rhetorischen Gründen (die neuen Wortungetüme mögen richtiger sein, liegen aber schwerer im Mund: "Freiwilliges bürgerschaftliches Engagement" und ähnliches); teils aber auch verwende ich es aus Überzeugung.

In altehrwürdigen Urkunden fällt die Schreibweise des uns wohl-vertrauten Wortes "Amt" auf; vor hundertfünfzig Jahren schrieb man "Amt" noch mit einem "b" nach dem "m": Ambt. Dieses zwischenzeitlich verschwundene "b" weist uns den Weg zum Verständnis. Der Weg führt vom altheutschen "ambet" über das gotische "andbahts" zum lateinischen ambactus zurück. Caesar schrieb, der gallische Häuptling Vercingetorix sei von ambacti umringt gewesen. Ambacti sind die ersten eigentlichen Amtsleute, Beamte. Menschen mit einem Amt, Beamtete, bewegen sich demnach unentwegt um ihren Vorgesetzten herum, sind ambulante, dauernd am Rotieren.. "Amt" gehört heute eigentlich generell in Führungszeichen...

Zur Ehre. Gemäß der europäischen Aufklärung geht die Ehre des Menschen hervor aus seinem moralischen Wert als Vernunftwesen; zugleich verpflichtet das den ehrenhaften Menschen, seinem Wesen gemäß zu handeln. Man ist es z.B. nicht nur anderen schuldig, ihnen zu helfen, man ist es auch sich selbst schuldig, um nicht sozusagen unterhalb seines Niveaus zu bleiben, seines Selbstanspruchs, seiner Selbstachtung. Helfen als Ehrensache. Dieses aufgeklärte Verständnis hat etwas, das bis heute nicht recht eingelöst ist, aber eingelöst werden sollte. Wenn ich sehe, daß die Würde und die Ehre anderer beschädigt werden, dann beschädigt mich das eigentlich mit, auch meine Ehre und Würde, wenn ich nicht helfe. Das hieße z.B.: Die Schläger, die in einer S-Bahn auf einem Afrikaner herumtrampeln, trampeln sehr grundsätzlich auf der Menschenwürde herum, auch auf meiner. Und wenn mir das nichts mehr ausmache, dann wären meine Ehre und Menschenwürde schon beschädigt.

Ehre und der Parallelbegriff Würde sind unteilbar. Es geht immer um deine u n d meine.

Als die bürgerliche Gesellschaft die Zeitbühne betritt, versucht man, dieses Verständnis zu realisieren. Vorher

war ein Ehrenamt die Übertragung hoheitlicher Befugnisse auf besonders hervorgehobene Persönlichkeiten, die dafür kein Entgelt nahmen, weil sie es nicht nötig hatten und es ihre Ehre beschädigt hätte, für eine hoheitliche Aufgabe Geld zu nehmen. Die Ehre bestand darin, so-zusagen anstelle des Königs oder des Kaisers handeln zu dürfen. Letzte Reste dieser Ehrvorstellung gingen endgültig unter in den Skandalmeldungen der letzten Monate. Offenbar halten manche besonders hoheitliche Persönlichkeiten die besonders große Hand auf.

In der Neuzeit wird ehrenamtliche Betätigung zum Ausdruck und Träger der Emanzipation des Bürgertums. Man nimmt sein Recht auf gesellschaftliche Betätigung in Anspruch: seit 1848 vor allem in Vereinen und Verbänden. Damals wurde in der Paulskirche den Herrschaften die Vereinsfreiheit abgetrotzt. Die alten Eliten, die die Ehre noch an Abstammung und Stand gebunden hatten, akzeptierten den Wandel und honorierten die besonders Engagierten auf die gewohnte Weise: im Kaiserreich wurde der Adlerorden verliehen für langjähriges soziales Ehrenamt, und die Auszeichnung wurde gern getragen - obwohl sie sehr an die alte Ehre erinnerte.

Unter Bismarck setzte Sozialpolitik ein, und die veränderte inner-halb weniger Jahrzehnte das Engagements-Ambiente. Das epochal Neue am Sozialstaat war, daß nun der Hilfebedürftige einen Rechtsanspruch auf Hilfe hatte; er war nicht mehr von freiwilliger und beliebiger Hilfe abhängig. Umgekehrt veränderte der Sozialstaat die allgemeine soziale Logik: ich muß nun nicht mehr meines Bruders Hüter sein, sondern, indem ich meine Abgaben an den Staat entrichte, setze ich ihn damit instand, den Armen zu helfen. Ich muß das nicht mehr selber tun, ich bezahle dafür (und zwar nicht wenig), und der Staat hat sich zur Hilfe verpflichtet.

Fortan geschah es, daß Sozialpolitik mehr und mehr Solidarität ersetzte.

Und fortan nahm Ehrenamtlichkeit modifizierte Formen an. Die alten Engagements verschwanden bis heute nie ganz, vor allem die aus kirchlicher Tradition, aber es entstanden seitdem immer wieder neue Ableger.

Die ersten sozialen Fachschulen, in der Regel: Frauenschulen, waren eine Art Aufstockung von Ehrenamtlichkeit: mit ihren oft nur einjährigen Ausbildungen. Oft stand Ehrenamtlichkeit am Anfang der Professionalisierung, neue soziale Berufe setzten ehrenamtlich Getanes anders fort.

Und eigentlich bis in die 50er Jahre dieses Jahrhunderts hinein galt die Entscheidung für einen caritativen Beruf für Frauen als Vorstufe oder als Alternative zum Verheiratetsein. Viele, wenn nicht die meisten Frauen in der sozialen Arbeit blieben ledig - und hatten daher noch viel Zeit für unbezahltes zusätzliches Engagement. Es gab viele, die hatten ein Haupt- und Ehrenamt in einem. Die Übergänge waren fließend, es war ja auch dieselbe Arbeit.

Das kommt übrigens hinter anderem Vorzeichen zur Zeit wieder: Manchmal wird heute ein über den Job hinausgehender sozialer Mehrwert gefordert oder erwartet. Z.B. in der stationären Altenhilfe bezahlen viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit einem Stück eigenen Lebens für die Unzulänglichkeiten des Blümschen Pflegegesetzes, satteln auf die Minutenpflege noch etwas von eigener Zeit drauf. Erhalten damit ein Stück Humanität - und vielleicht ihren Arbeitsplatz. Nicht wenige Pflegeberufler leisten einen unbezahlten, ehrenamtlichen Zeitüberhang. Und es scheint, als habe der Gesetzgeber darauf spekuliert.

Über die Zeiten hinweg blieb auch die alte Statusproblematik. Es ist nach wie vor ein Unterschied im sozialen Status, ob man ehrenamtlich bei der Bahnhofsmision Butterbrote streicht und reicht oder eine ehrenamtliche Vorstandstätigkeit in angesehenen caritativen Vereinen bekleidet - von wegen: Es dient sich am besten in leitender Stellung. Dabei ließ sich im großen und ganzen beobachten: Männer hatten meist die Ämter, Frauen die Ehre.

Freilich passiert es dabei nicht so selten, daß ehrenamtliche Leitung eher formale Macht bedeutet: wenn Hauptamtliche, bedingt durch ihre Kompetenz und Organisationserfahrung, die reale Hierarchie umkehren - und ihren ehrenamtlichen Leitungen sublim oder massiv den Weg weisen. Viele soziale Einrichtungen funktionierten nur so.

Es gab und gibt auch das andere: die an Abschlüssen und Qualifikationen den Hauptamtlern überlegenen Ehrenamtlichen. Manch ein ehrenamtlicher Diplom-Kaufmann oder Betriebswirt hat in diesen schwierigen Zeiten mit seinem überlegenen Wissen von den ökonomischen Hauptschlagadern der neuen Soziallogik seinen caritativen Verein über Wasser gehalten - was manch einem ökonomischen Nichtschwimmer unter den Sozialberuflern vielleicht nicht geglückt wäre.

Und es gab und gibt die völlige Funktions- und Leistungsparität zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen in einigen Handlungsfeldern; z.B. in der Telefonseelsorge: dort ist die Einarbeitung und ständige Fort- und Weiterbildung der Ehrenamtlichen eine Quasi-Berufsausbildung, die faktisch zur Ununterscheidbarkeit der

Beratungskompetenzen führt.

Zurück zur Geschichte. Die totalitären Systeme auf deutschem Boden erzwangen unbezahlte Tätigkeiten für Vaterland und Staat und ummantelten das Ganze mit einer weitgespannten ideologischen Sinngebung.

Nach dem Ende der Systeme hatten die Menschen davon zunächst einmal genug; das zeigt sich gerade wieder in den neuen Bundesländern. Dorthin hatten ja die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege mit wahren Feuereifer ihre Modelle transplantiert. Die Transplantation ist, wie mein Kollege Seibel so schön sagte, "erfolgreich gescheitert"¹. Gescheitert, weil die DDR-Bürger bürgerschaftliches Engagement nie kennengelernt hatten, sich nicht organisierten, sondern organisiert wurden - und auch das nur in wenigen gesellschaftlichen Segmenten, in Betriebskampfgruppen, in der FDJ uä. Erfolgreich war an der Transplantation, dass sie alten mittleren und durchaus auch höheren Kader, die sich politisch nicht mehr sehen lassen konnten, sich dort nun un-auffällig, gleichwohl in größeren Mengen, unter dem weiten Mantel des auch so volkssolidarischen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, betätigen und ihre logistischen und territorialen Erfahrungen einbringen, über die soziale Arbeit selber sozial integriert werden. Aber unsere westlich-bürgerschaftlich geprägten Vorstellungen von Ehrenamtlichkeit werden in der ehemaligen DDR noch für lange Zeit unbehaust sein.

In der Bundesrepublik ließ das Interesse an der Professionalisierung eigentlich aller Bereiche sozialer Arbeit, unter dem Einfluß angelsächsischer Social Work-Modelle aufgekommen, das Ehrenamt in den Hintergrund treten. Daß die voluntary action, die Freiwilligensozialarbeit, eigentlich das vierte Standbein der aus Amerika zu uns gekommenen Sozialarbeit² war - neben der Einzelfallhilfe, der sozialen Gruppenarbeit und der Gemeinwesenarbeit-, wurde angesichts des alles dominierenden Professionalisierungsinteresses glatt unterschlagen.

In den siebziger Jahren führte ich Umfragen im Bereich des Diakonischen Werkes durch. Es artikulierten sich erhebliche Geltungskonflikte zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Die Hauptamtlichen monierten, die Ehrenamtlichen kämen in die sozialen Einrichtungen, schauten sich um und entdeckten sofort alle Unzulänglichkeiten und wußten gleich, was alles anders werden mußte. Dabei hätten sie den großen Vorteil, nachdem sie alles durcheinander gebracht hätten, alsbald wieder verschwinden zu können, während sie, die Hauptamtlichen, durchhalten mußten.

Die Ehrenamtlichen zeigten bereits vor 25 Jahren kein sonderliches Bedürfnis nach Unterordnung unter die Profis, sondern forderten Mitsprachemöglichkeiten; sie wollten ihr Engagement außerdem zeitlich begrenzt wissen; und es gab eigentlich schon seinerzeit kaum noch Ganz-Ehrenamtliche: das Interesse an Auslagenersatz, Fahrtkostenerstattung uä war unüberhörbar.

Es zeigten sich also gewisse Dissonanzen, auch Konkurrenzen, die, wie ich glaube, jederzeit wiederaufbrechen könnten.

In den letzten Jahren wurde die professionelle Sozialarbeit selbst z.T. krisenhaft. Die Planstellen sind rar geworden, die Plätze für ein Berufsanererkennungsjahr ebenfalls und auch die sog. familien-freundlichen Angebote für Frauen in Sozialberufen. Dies hat wiederum Formen nicht-eigentlich-ehrenamtlicher Ehrenamtlichkeit entstehen lassen: Sozialberufler, aber noch mehr Sozialberuflerinnen greifen auf geringfügig oder gar nicht bezahlte soziale Arbeit zurück, um sich für die Übernahme in eine bezahlte Tätigkeit zu empfehlen, den Anschluß an das Berufsleben nicht zu verpassen oder um einfach Praxiserfahrungen zu sammeln. Also: eher unfreiwillige Ehrenamtlichkeit. Oder Ehrenamtlichkeit aus Not.

Ungebrochen groß ist die unausdrückliche, gesellschaftlich-familiär erwartete Ehrenamtlichkeit, z.B. in der häuslichen Pflege und Betreuung von Angehörigen - und manchmal auch von Nachbarn. Weit mehr als 90% unserer Greisinnen und Greise werden daheim versorgt und beanspruchen einen erheblichen Teil des Zeit- und Kraftbudgets vor allem von Töchtern und Schwiegertöchtern. Und seit in den stationären Pflegeeinrichtungen Budgets, Zeit, Werte und Menschen gedeckelt werden, versuchen Einrichtungen, die Angehörigen ihrer Pfleglinge zur Mit-Pflege zu gewinnen.

Wegen der Verdecktheit und Privatisierung von freiwilligem sozialem Engagement einerseits, andererseits wegen der Tatsache, daß besonders Engagierte sich gern mehrfach engagieren, in mehreren Vereinen z.B. gleichzeitig, sind Statistiken über das Ausmaß ehrenamtlicher Tätigkeiten in Deutschland wenig aussagefähig. Die letzte große Untersuchung, eine europaweite Studie des Volunteers-Center in London, besagt, daß 18% der erwachsenen Bundesbürger - das wären fast 13 Millionen Menschen - ehrenamtlich tätig seien³.

Was der sozialen Ehrenamtlichkeit einen tatsächlichen, auch konzeptionellen Aufschwung bescherte, sind die seit kurzem installierten sozialen Netzwerke. Bei deren Installierung sind wir neu ins Gespräch miteinander geraten, die Profis und die, die zugleich Zielgruppe und Träger des Unternehmens sind. Als wir Studierende des gemeindepädagogischen Fachbereichs an der Ev. Fachhochschule Darmstadt und ich⁴) in einem

Darmstädter Stadtteil ein soziales Netzwerk installierten, ging das natürlich nicht ohne empirische Netzwerkforschung, und wir lernten ihn - glaube ich - gut kennen, den neuen Typus des Ehrenamtlichen.

1. Es gibt ihn häufiger, als in einer Ego-Gesellschaft vermutet. Und es finden sich zunächst mehr Menschen, die anderen helfen wollen, als solche, die sich von andern helfen lassen wollen.
2. Soziale Netzwerke in Stadtteilen und Siedlungen sind offenbar anders als die herkömmlichen Beziehungsmuster in Familien oder Vereinen: sie entstehen nicht durch Pflicht, sondern durch Wahl, sind sozusagen Wahlverwandtschaften. Sie entstehen als eine von vielen Möglichkeiten, die jemand eigentlich hätte. Die neuen Sozialbeziehungen sind zwangloser, relativ vielseitig und beweglicher, dienen neuen eigeninitiierten Lebensoptionen.
3. Nach wie vor zeigen Frauen die größere Beziehungskompetenz - auch außerhalb der traditionell frauendominierten kirchlichen Engagements.
4. Für die Ehrenamtlichen in einem sozialen Netzwerk sind die Prozesse offenbar meist wichtiger als Ergebnisse, die Inhalte der Begegnung wichtiger als didaktische u.a. Absichten eines Konzeptes.
5. Ehrenamtliche lassen sich über den aktuellen "Soft-Egoismus" (M. Horx) ansprechen. Das individuelle Anspruchsniveau steuert das Interesse an interessanter Arbeit.
6. Es engagieren sich aber auch viele "hilflose Helfer", Menschen, die anderen helfen wollen und selber Hilfe brauchen. Schon um dies zu erkennen und zu bearbeiten, bedarf es m.E. einer fachlichen Moderation der neuen sozialen Netzwerke. Auch die modernen generell ehrenamtlichen Arbeitsformen sollten nicht-ganz-laizistisch sein.

An der neuen Ehrenamtlichkeit, speziell der in den neuen sozialen Netzwerken, sehe ich als positiv: es kommt so eher zur Resozialisierung der sozialen Arbeit selbst; sie wird wieder zurückgebunden an ihren sozialen Ort, nach dort, wo die Probleme entstehen.

Diese vorwiegend ehrenamtlichen Initiativen sollten durchaus auch bei uns das vierte Standbein der sozialen Arbeit werden, d.h. aber, daß z.B. eine gewisse öffentliche Absicherung erfolgen müßte, eine Einbindung etwa in die subsidiäre Logik des Sozialhilferechts. Das hieße z.B., daß die öffentliche Hand Räume und Mittel zur Verfügung stellen muß, um bürgerschaftliches Engagement zu forcieren und zu stabilisieren.

Als problematisch sehe ich an: seit in Deutschland das Soziale zum Markt wird, spaltet es sich. Im Extrem in teure Luxussozialarbeit für die, die sie sich kaufen können, und in Mindeststandard-Sozialarbeit, in 5-Sterne- und 1-Sterne-Pflege etwa. Soziale Arbeit wird einerseits immer ökonomieorientierter, wirtschaftlicher, auf der andern laizistischer. Beides korrespondiert. Beides paßt gut ins politische Kalkül. Wenn es auf beiden Ebenen gut läuft, wird das den Staat zu weiteren Rückzügen aus dem Sozialbereich ermutigen.

Was da kommen kann an neuartiger Entprofessionalisierung und Zwangsverehrenamtlichung zeigt sich am betreuungsrechtlichen Gesetzgebungseifer. Zum 1. Januar 1992 war das alte Vormundschafts- und Pflégschaftsrecht endlich - nach mehr als hundert Jahren - durch das Betreuungsgesetz abgelöst worden; die Entmündigung war damit abgeschafft worden, der Schritt von der behördlichen Verwaltung zur persönlichen Betreuung durch soziale Arbeit getan.

Ganze sieben Jahre durfte das Reformpflänzchen blühen, dann kam die Rückwärtsreform. Seit Januar 1999 gilt der Vorrang der ehrenamtlichen vor der berufsmäßig geführten Betreuung, die Gerichte sollen den Zwangsaustausch von beruflichen Betreuern zugunsten ehrenamtlicher durchführen, wenn eine Alternative erkennbar ist. Die Entlassung wäre also nicht zwingend; sie erfordert eine gerichtliche Ermessensentscheidung, die allerdings dann, wenn die Voraussetzungen vorliegen, die Entlassung der Berufsbetreuer als Regel vorgibt, von der nur bei ganz besonderen Umständen abgewichen werden kann⁵.

Vielleicht ist das der Beginn einer umfassenderen Zwangsverehrenamtlichung sozialer Arbeit. Was sie mit den Menschen machen könnte, ist an den Folgen des Betreuungsrechtsänderungsgesetzes abzulesen: wenn ein Mensch mit geistiger Behinderung nach vielen Jahren des persönlichen, intensiven Kontaktes mit seinem berufsmäßigen Betreuer plötzlich einen Ehrenamtlichen vorgesetzt bekommt, wieder zum Objekt externer Entscheidungen gemacht wird.

Kurz: es gibt viel zu tun für potentielle Ehrenamtliche; die Bürgergesellschaft ruft. Wo es aber nur darum geht, daß sich der Staat von seinen Verpflichtungen entlasten möchte und diese Last neben so vielen anderen Abgabenlasten gutmütigen Zeitgenossen auch noch auflädt, ist Vorsicht geboten. Dann könnte man ja auch gleich Politik wieder als Ehrenamt einfordern...

Der moderne Mensch unterliegt, wie es heißt, einem unaufhaltsamen Individualisierungsdruck. Er muß sich den Sinn seines Lebens schon selber setzen, sonst stellt sich keiner ein. Der Soziologe Ulrich Beck sagt, der Gegenwartsmensch reiße ständig seine Wurzeln aus, um zu sehen, ob sie noch gesund sind. Da scheint die Wiederbelebung des Gemeinsinns durch Ehrenamtlichkeit ein probates Gegengift. Aber derselbe Ulrich Beck spöttelt auch: man wolle dem Ich-Fieber offenbar "durch Ethik-Tropfen, heiße Wir-Umschläge und tägliche Einredungen auf das Gemeinwohl beikommen"⁶.

Vielleicht ist es ja tatsächlich nur das. Am Ende der Fieberkurve werden wir's wissen.

Anmerkungen

1) W. Seibel, Funktionaler Dilettantismus. Erfolgreich scheidende Organisationen im 'Dritten Sektor' zwischen Markt und Staat, Baden-Baden, 2. Aufl. 1994; ders., Strategische Fehler oder erfolgreiches Scheitern? Zur Entwicklungslogik der Treuhandanstalt 1990-1993, in: Politische Vierteljahresschrift 35/1994, 3-39

2) Manche Autoren problematisierten z.B. die strukturelle Übertragbarkeit dieser amerikanischen Modelle auf deutsche Verhältnisse: "Die Struktur der amerikanischen Wohlfahrt unterscheidet sich als Wildwuchs von Organisationen erheblich von dem rechtlich mit Allzuständigkeit versehenen Sozialwesen der BRD" (so A. Seippel, Handbuch Aktivierende Gemeinwesenarbeit, I, 1976, 34); oder rückblickend auf den Neuanfang nach 1945: "Auf Grund des erheblichen Nachholbedarfs an sozialen und verhaltenswissenschaftlichen Kenntnissen wurden zunächst Ideen und Methoden des Social work relativ unreflektiert übernommen. Unter Vernachlässigung der gesellschaftlichen und sozialen Perspektive von Armut und Hilflosigkeit, jedoch ausgestattet mit einem der eigenen Tradition fremden Methodenverständnis (Casework, Groupwork, Community Organization) begann ein neuer Versuch der Professionalisierung in der Bundesrepublik" (M.Scholz, Art. Sozialberufe I, ESL 7. Aufl. 1980, 1158).

3) K. Gaskin u.a., Ein neues bürgerschaftliches Europa. Eine Untersuchung zur Verbreitung und Rolle von Volunteering in zehn Ländern, Freiburg 1996

4) dokumentiert in: H. Seibert, Handwerk und Inspiration. Baustellenberichte aus Gemeindepädagogik und Diakoniewissenschaft, in: Darmstädter Reihe, Hammersbach 1997

5) vgl. H.Prantl, Im starken Staat kommt der Schwache zuletzt. Die geplante Rückwärts-Reform des Betreuungsrechts macht alte Menschen wieder zu Objekten, in: Bt Prax 7/1998, 98; Gg. Dodegge, Die Entwicklung des Betreuungsrechts bis Anfang Juni 1999, in: NJW 52/1999, 2709-2717; A.Jürgens/D.Kröger/R.Marschner/P.Winterstein, Das neue Betreuungsrecht. Systematische Darstellung mit den Änderungen zum 1. Januar 1999, München 1999

6) Zit. nach J.Walter, Freiwilliges soziales Engagement als verantwortliche Teilhabe an einer zivilen Gesellschaft, in: Hochschulbrief 24/1998, 5
